



Leseprobe

Henryk Sienkiewicz
Quo vadis? (Roman)

Bestellen Sie mit einem Klick für 7,95 €



Seiten: 640

Erscheinungstermin: 07. April 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Henryk Sienkiewicz
Quo vadis?

Henryk Sienkiewicz

QUO VADIS?

Historischer Roman

Aus dem Polnischen von J. Bolinski

Anaconda

Titel der polnischen Originalausgabe: *Quo vadis: Powieść z czasów Nerona* (1895/96). Die deutsche Übersetzung folgt der Ausgabe Lindau: Jakob Lutz o. J. [1899]. Der Text wurde behutsam überarbeitet, Orthografie und Interpunktion wurden den Regeln der neuen deutschen Rechtschreibung angepasst.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2014, 2021 by Anaconda Verlag,
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: Alexander von Wagner (1838–1919), »The Chariot Race«
(um 1882), Ausschnitt, Manchester Art Gallery / bridgemanart.com

Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de

Satz und Layout: Andreas Paqué, www.paque.de

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7306-0108-2

www.anacondaverlag.de

I ERSTES KAPITEL

Petronius erhob sich erst gegen Mittag vom Lager, abgemattet wie gewöhnlich. War er doch den Tag zuvor Teilnehmer an einem Gastmahl Neros gewesen, das erst spät in der Nacht sein Ende fand. Seit längerer Zeit war sein Befinden nicht das allerbeste; er klagte, jeden Morgen beim Erwachen wie betäubt zu sein, kaum fähig, die Gedanken zu sammeln. Aber das Morgenbad und das sorgsame Kneten seines Körpers durch geschickte Sklaven brachten sein träges Blut bald in schnelleren Lauf. Verjüngt und neubelebt ging er aus dem Eläothesium, der letzten Nummer der langen Prozedur, hervor. Tadellos stand er wieder da, das Auge sprühend von Geist, der Körper ein Abbild blühenden Lebens, sodass selbst Otho sich nicht mit ihm vergleichen durfte und er in Wahrheit seinen Ehrentitel verdiente: *arbitrator elegantiarum*, oberster Richter in Sachen des feinen Geschmacks.

Petronius pflegte die öffentlichen Bäder nur selten zu besuchen; er tat es nur dann, wenn etwa ein berühmter Rhetor dort auftrat oder bei Anlass einer Mündigkeitserklärung junger Römer ungewöhnlich spannende Wettkämpfe zu erwarten standen. Er besaß auf seiner »*insula*« eigene Bäder, welche Celler, der berühmte Zeitgenosse des Severus, für ihn neu errichtet und mit so vollendetem Geschmack ausgestattet hatte, dass Nero selbst sie den kaiserlichen vorzog, obschon letztere bedeutend ausgedehnter und unvergleichlich luxuriöser waren.

Nach jenem Gastmahl hatte er mit Nero, Lucan und Seneca darüber disputiert, ob das Weib eine Seele besitze. Kaum aufgestanden, begab er sich ins Bad, wo zwei hünenhafte Badediener ihn auf einen Tisch aus Zypressenholz trugen, der ganz mit schneeweißem Byssus aus Ägypten be-

deckt war. Nun tauchten sie die Hände in wohlriechendes Olivenöl und begannen den schöngeformten Leib zu reiben. Mit geschlossenen Augen erwartete Petronius die Wirkung des Schwitzbades und der Reibung; die Wärme durchdrang zusehends den Körper und vertrieb alle Mattigkeit daraus.

Nun schlug er die Augen auf und erkundigte sich erst über das Wetter, dann über die Edelsteine, die der Juwelier Idomeus ihm zur Auswahl zu senden versprochen hatte. Er erfuhr, das Wetter sei prächtig, ein sanfter Wind wehe von den Albaner Bergen her, und die Steine seien noch nicht eingetroffen. Er schloss abermals die Augen und befahl eben ins Tepidarium* gebracht zu werden, als der Kopf des meldenden Sklaven im Vorhang erschien und den Besuch des jungen Marcus Vinicius, der soeben aus Kleinasien zurückgekehrt war, anmeldete.

Petronius gab Befehl, den Gast ins Tepidarium zu führen, wohin er sich nun selbst auch tragen ließ. Vinicius war der Sohn seiner ältesten Schwester, die vor langen Jahren mit Marcus Vinicius sich vermählt hatte, einem Konsul aus der Zeit des Tiberius. Der Jüngling diente unter Corbulo gegen die Parther und war nach Beendigung des Krieges nach Rom zurückgekehrt. Petronius fühlte etwas wie Zuneigung zu ihm; denn Marcus war schön und kräftig, ein Mann, der in seinen Ausschweifungen ein gewisses ästhetisches Maß zu halten verstand, und Letzteres war es, was Petronius über alles schätzte.

»Gruß dir, Petronius«, sagte der junge Krieger, als er mit elastischem Schritt das Tepidarium betrat. »Mögen die Götter alle dir Erfolg gewähren, besonders Asklepios und Kypris, deren Schützling nie ein Unheil trifft.«

»Willkommen in Rom, und mögest du süße Ruhe finden nach dem Krieg«, erwiderte Petronius, indem er seine Hand aus der weichen Musselinumhüllung herausstreckte. »Was Neues in Armenien, oder bist du während deines Aufenthaltes in Asien nicht auch in Bithynien hineingestolpert?«

* Badezimmer.

Petronius war seinerzeit Prokonsul in Bithynien gewesen und hatte, was mehr ist, mit Strenge und Gerechtigkeit regiert. Das war ein merkwürdiger Kontrast zu seinem als verweicht bekanntem Charakter und er liebte es, diese Zeiten zu erwähnen, die Zeugnis ablegten für das, was er einst war und was er hätte sein können, wäre es sein Wille gewesen.

»Ich war zufällig in Heraklea«, antwortete Vinicius, »Corbulo sandte mich dorthin, um Verstärkungen zu holen.«

»Heraklea! Ich kannte dort ein gewisses Mädchen aus Kolchis, das ich gegen alle diese geschiedenen Frauen Roms nicht vertauscht hätte, Poppäa mitinbegriffen. Aber das sind alte Geschichten. Sag, was gibt's Neues von der parthischen Grenze? Wahrlich, diese Tirydates und Tigranes bin ich leid, diese Barbaren, die nach der Versicherung des jungen Auru- lenus daheim auf allen vieren kriechen und nur in unserer Gegenwart Menschen zu sein scheinen. Aber man spricht jetzt in Rom viel von ihnen, wenn auch bloß deshalb, weil es gefährlich ist, von etwas anderem zu reden.«

»Der Krieg geht schlecht vorwärts; führte ihn nicht Corbulo, so wäre eine Niederlage gar nicht unwahrscheinlich.«

»Corbulo! Beim Bacchus! Der reinste Kriegsgott Mars, ein tüchtiger Feldherr, zugleich Sanguiniker, ehrlich und einfältig. Ich bin auf seiner Seite, schon deshalb, weil – Nero ihn fürchtet.«

»Corbulo ist aber nicht einfältig.«

»Vielleicht hast du recht, aber es kommt auf dasselbe hinaus. Einfalt, sagt Pyrrho, ist keineswegs schlimmer als Weisheit und unterscheidet sich in nichts davon.«

Vinicius begann nun vom Krieg zu erzählen, aber Petronius schloss abermals die Augen, und der Jüngling, der erst jetzt die müden und sozusagen abgezehrten Züge seines Oheims bemerkte, ließ das Thema im Stich und fragte, ob Petronius nicht gesund sei.

Gesund! – Nein. Er fühlte sich nicht wohl. Zwar so weit wie Sissena war er noch nicht gelangt, welcher so wenig mehr seiner Sinne mächtig war, dass er, wenn er des Morgens

ins Bad getragen wurde, fragte: »Sitze ich?« Dennoch war Petronius nicht gesund. Vinicius hatte ihn soeben dem Schutz des Asklepios und der Kypris empfohlen; aber Petronius glaubte nicht an Asklepios. Man wusste ja nicht einmal, wessen Sohn dieser Asklepios war, ob Arsinoes oder Koronis', und wenn sogar die Mutter zweifelhaft war, was musste erst der Vater sein? Wer konnte in jener Zeit überhaupt sicher wissen, wer sein Vater war?

Lachend unterbrach sich Petronius und fuhr dann fort: »Ich schickte wirklich vor zwei Jahren sechsunddreißig Amseln und einen goldenen Becher nach Epidaurus; aber weißt du weshalb? Ich sagte zu mir selbst: Mag's helfen oder nicht, schaden kann es mir nicht. Obwohl die Leute immer noch Opfer darbringen, glaube ich doch, dass alle meiner Ansicht sind, alle – ausgenommen vielleicht die Eseltreiber, die an der Porta Capeno sich von Reisenden mieten lassen. Von Asklepios ganz abgesehen, will ich auch mit den Söhnen des Asklepios nichts zu tun haben. Als ich voriges Jahr ein Blasenleiden hatte, nahmen sie für mich eine ›Incubation‹ vor. Ich durchschaute ihren Hokuspokus, sagte aber zu mir selbst: Was schadet's! Die Welt lebt vom Betrug, das Leben selbst ist eine Täuschung, wie auch die Seele. Man braucht bloß so vernünftig zu sein, angenehme und schmerzliche Täuschung auseinanderzuhalten. Ich will Zedernholz mit Ambregis besprengt in meinem Hypokauston anzünden lassen; denn so lange ich lebe, war mir Wohlgeruch lieber als Gestank. Was Kypris betrifft, welcher du mich gleichfalls empfahlst, so wisse, dass ich so sehr ihr Schützling war, dass ich das Podagra im rechten Fuß ihr verdanke. Im Übrigen ist sie eine gute Göttin! Gewiss wirst du früher oder später weiße Tauben auf ihrem Altar opfern.«

»Sicherlich«, versetzte Vinicius. »Die Pfeile der Parther haben mich nicht erreicht, doch Amors Pfeil hat mich getroffen – ganz unerwartet, einige Stadien außerhalb der Tore Roms.«

»Bei den schneeweißen Knien der Grazien! Davon wollen wir in einer Mußestunde reden.«

»Ich kam eben, um deinen Rat einzuholen«, antwortete Marcus.

In diesem Augenblick erschienen die Badewärter, die sich um Petronius bemühten. Auf dessen Einladung hin legte Marcus seine Tunika ab und stieg in das lauwarme Bad.

»Ah, ich vergaß zu fragen, ob deine Liebe erwidert wird?«, sagte Petronius mit einem Blick auf den jugendlichen Körper seines Neffen, der wie aus Marmor gemeißelt schien. »Hätte Lysippus dich gesehen, so würdest du jetzt als Standbild des jugendlichen Herkules das Tor zum Palatinus verzieren.«

Der junge Krieger lächelte zufrieden und sprang in das Wasser, das hoch aufspritzte und sich über ein Mosaikbild ergoss, welches Hera in dem Moment darstellte, wo sie den Schlafgott anfleht, Zeus in Schlummer zu versenken. Petronius betrachtete ihn mit zufriedenerm Künstlerblick.

Nachdem Vinicius sich den Badewärtern ausgeliefert hatte, trat ein Vorleser mit einer Kupferröhre ein, worin sich mehrere Papierrollen befanden.

»Willst du zuhören?«, fragte der Oheim.

»Wenn es dein Werk ist, gern!«, erwiderte der junge Tribun. »Wenn nicht, würde ich lieber mit dir plaudern. An jeder Straßenecke wird man heutzutage von Poeten und Sängern abgefangen.«

»Du hast recht; keine Gerichtshalle, kein Bad, keine Bibliothek, keinen Buchladen kann man betreten, wo nicht ein Poet wie ein Affe gestikuliert. Als Agrippa aus dem Orient zurückkam, hielt er die Leute für Tollhäusler. Aber die Zeit ist wirklich auch danach. Cäsar schreibt Verse; deshalb tun es alle nach. Es ist bloß verboten, bessere Verse als Cäsar zu machen; aus diesem Grund fürchte ich ein wenig für Lucan. Ich aber schreibe Prosa und belästige niemand mit Anhören derselben. Was der Sklave vorlesen will, sind Aufsätze des armen Fabricius Veiento.«

»Warum ›arm?‹«

»Weil ihm mitgeteilt wurde, er solle bis auf weiteren Befehl in Odyssa wohnen. Diese Odyssee wird weniger hart

für ihn sein als sie dem Ulysses war; denn sein Weib ist keine Penelope. Ich brauche dir nicht zu sagen, dass er sich törricht benahm. Dies ist ein ziemlich armseliges, langweiliges Buch, das die Leute eifrig lesen, seitdem der Autor verbannt ist. Auf jeder Seite hört man sie ›Scandala!‹ rufen und möglicherweise hat Veiento etwas übertrieben; aber ich kenne Rom, kenne unsere Patres und unsere Frauen, und versichere dir, die Wirklichkeit ist noch viel ärger. Unterdessen sucht jedermann in dem Buch sich selbst mit Bängen, Bekannte mit stillem Vergnügen. In der Buchhandlung des Avirnus schreiben es über hundert Kopisten nach Diktat; der Erfolg ist sicher.«

»Kommst du nicht darin vor?«

»Doch, aber der Verfasser ist im Irrtum; denn ich bin schlimmer und doch nicht so gemein, wie er mich zeichnet. Wir haben schon lange das Gefühl für würdig und unwürdig verloren, und in meinen Augen gibt es gar keinen wirklichen Unterschied zwischen beiden, obwohl Seneca, Musonius und Frasca ihn zu erkennen vorgeben. Mir ist alles eins! Beim Herkules! meine Meinung sage ich geradeheraus. Meinen Stolz habe ich mir immerhin bewahrt; denn ich weiß, was hässlich ist, was schön.«

»Es tut mir leid um Fabricius; er war ein guter Gesellschafter.«

»Eitelkeit hat den Mann ruiniert; man beargwöhnte ihn ohne sichere Beweise. Er konnte sich nicht beherrschen und vertraute jedermann sein Geheimnis. Du kennst doch die Geschichte des Rufinus?«

»Nein.«

»So komm und kühle dich im Frigidarium ab; dort will ich sie erzählen.«

Sie begaben sich in das Frigidarium, in dessen Mitte ein rosenfarbiger Springbrunnen Veilchenduft verbreitete. In samtverkleideten Nischen sitzend, kühlten die beiden sich ab. Längere Zeit herrschte Schweigen. Vinicius betrachtete sinnend einen Faun aus Bronze, welcher, sich über den Arm

einer Nymphe beugend, mit seinen Lippen lüstern die ihrigen suchte.

»Er hat recht«, sagte der Jüngling, »das ist das Beste am Leben.«

»Mehr oder weniger ja! Daneben liebst du aber auch den Krieg, von dem ich nichts wissen mag; denn unter einem Zelt leidet die Schönheit der Fingernägel. Jedermann hat übrigens seinen besonderen Geschmack. Der Feuerbart* liebt Gesang, vor allem seinen eigenen; der alte Scaurus liebt seine korinthische Vase, die er neben dem Bett stehen hat und küsst, wenn ihn der Schlaf sticht. Der Rand ist bereits weggeküsst. Sag, machst du keine Verse?«

»Nein, ich habe noch nicht einen Hexameter verfasst.«

»Aber du singst und spielst auf der Laute?«

»Nein.«

»So bist du Meister im Wagenlenken?«

»Ich versuchte es einst in Antiochia, aber ohne Erfolg.«

»So bin ich deinetwegen beruhigt. Zu welcher Partei gehörst du im Hippodrom?«

»Zu den Grünen.«

»Nun bin ich ganz beruhigt, zumal du wirklich großen Reichtum besitzt, wenn auch nicht so großen wie Pallas oder Seneca. Denn sieh, es ist gegenwärtig gut für uns, wenn wir Verse machen, zur Laute singen, deklamieren und im Circus uns mitbewerben; aber besser und vor allem sicherer für uns ist es, wenn wir keine Verse machen, nicht singen, keine Laute schlagen, nicht an den Wettkämpfen im Circus teilnehmen. Am besten fährt, wer es versteht, das zu bewundern, was der Rotbart bewundert. Du bist ein hübscher junger Mann; darum mag vielleicht Poppäa sich in dich verlieben. Das ist die einzige Gefahr, in der du schwebst. Doch nein, sie hat in Liebessachen zu viel Erfahrung; ihr Trachten geht nach etwas anderem. Mit ihren zwei Männern hat sie ihr Liebesbedürfnis genugsam befriedigt; mit dem dritten verfolgt sie

* Spottname Neros.

andere Pläne. Weißt du, dass der alberne Otho bis zur Narrheit in sie verliebt ist? Er wandelt seufzend auf den Felsen Hispaniens; seinen früheren Gewohnheiten ist er derart untreu geworden, er ist so wenig mehr um seine eigene Person besorgt, dass ihm drei Stunden täglich genügen, um das Haar zu ordnen und herzurichten. Wer hätte das erwartet und besonders von Otho?»

»Ich kann mich in seine Lage denken«, erwiderte Vinicius, »aber an seiner statt hätte ich anders gehandelt.«

»Wie denn?»

»Ich hätte mir treu ergebene Legionen unter den dortigen Bergbewohnern angeworben. Es sind gute Soldaten, diese Iberer.«

»Vinicius! Vinicius! Beinahe möchte ich dir sagen, du wärst dessen nicht fähig gewesen. Warum? So etwas tut man zwar, aber man lässt unter keiner Bedingung etwas davon verlauten. Ich an seiner statt hätte Poppäa ins Gesicht gelacht, desgleichen dem Rotbart und mir Legionen gebildet nicht von iberischen Männern, sondern von iberischen Frauen. Noch mehr! Ich hätte Epigramme geschrieben und sie keinem einzigen Menschen vorgelesen – nicht wie der arme Rufinus.«

»Du wolltest mir seine Geschichte erzählen.«

»Im Unctorium* sollst du sie hören.«

Aber im Unctorium erforderten andere Gegenstände die Aufmerksamkeit des Vinicius, nämlich wunderschöne Sklavinnen, welche die beiden Badenden erwartet hatten. Zwei derselben, Afrikanerinnen, herrlichen Statuen aus Ebenholz vergleichbar, begannen ihre Körper mit kostbaren Parfümrien aus Arabien zu salben; geschickte Haarkünstlerinnen aus Phrygien hielten Kämme und Spiegel von poliertem Stahl in den Händen, deren Biegsamkeit an Schlangen erinnerte; zwei griechische Mädchen aus Kos, wie Göttinnen schön, warteten als »Falterinnen« – *vestiplicae* – auf den Augenblick,

* Salbzimmer.

wo sie klassische Falten in die Togen des Gebieters und seines Gastes zu legen hatten.

»Bei dem wolkentürmenden Zeus!«, sagte Marcus Vinicius, »welche Auswahl du da hast!«

»Ich ziehe eine auserlesene Schar einem großen Haufen vor«, antwortete Petronius. »Meine ganze Dienerschaft in Rom beträgt nicht über vierhundert Köpfe und ich bin der Ansicht, dass nur Emporkömmlinge deren mehr bedürfen zur persönlichen Bedienung.«

»Über schönere Sklavinnen gebietet nicht einmal der Rotbart«, sagte Vinicius, dessen Nasenflügel sich erweiterten.

»Du bist mein Neffe«, erwiderte Petronius mit einer gewissen freundlichen Gleichgültigkeit, »und ich bin weder ein Menschenhasser wie Barsus noch ein Pedant wie Aulus Plautius.«

Beim Klang dieses letzten Namens vergaß Vinicius die Koischen Mädchen für einen Augenblick; rasch das Haupt erhebend, fragte er:

»Wie kommst du auf Aulus Plautius zu sprechen? Weißt du, dass ich mehrere Tage in seinem Haus zubrachte, als ich außerhalb der Tore Roms den Arm verstaucht hatte! Plautius war zufällig Zeuge des Unfalls und als er mich leiden sah, öffnete er mir sein Haus. Sein Sklave, der Arzt Merion, hat mich geheilt. Diese Angelegenheit ist es gerade, worüber ich mit dir sprechen wollte.«

»So! Etwa weil du dich in Pomponia verliebt hast? In diesem Fall bemitleide ich dich; sie ist nicht jung und ist sehr tugendhaft! Eine schlechtere Verbindung kann ich mir gar nicht denken. Brr!«

»Nicht Pomponia«, antwortete Vinicius mit einem Seufzer.

»In wen bist du dann verliebt?«

»Wenn ich nur selbst es wüsste! Ich weiß nicht einmal ihren Namen mit Bestimmtheit – Lygia oder Callina! Man nennt sie Lygia im Haus, weil sie dem Volke der Lygier entstammt; aber sie hat ihren eigenen Barbarennamen Callina. Ein merkwürdiges Haus, dieses Haus des Plautius; obschon

viele Leute darin wohnen, ist es doch so ruhig und still wie in den Hainen von Subiacum. Lange wusste ich nicht, dass eine Göttin im Haus wohnte. Da, einst vor Tagesanbruch, sah ich sie in der Gartenfontäne sich baden, und bei dem Schaum, aus welchem Aphrodite entstieg, schwöre ich dir, dass die Strahlen der Dämmerung ihren Leib durchdrangen. Ich fürchtete, sie möchte vor der aufgehenden Sonne zerfließen und wie die Morgendämmerung verschwinden. Seither sah ich sie zweimal und seither auch finde ich keine Ruhe mehr, kenne ich kein anderes Verlangen, will ich nichts mehr wissen von den Genüssen, die Rom bietet. Ich will keine Weiber, kein Gold, keine Perlen, nicht Wein und nicht Gelage; ich verlange nur nach Lygia.«

»Wenn sie eine Sklavin ist, so kaufe sie.«

»Sie ist keine Sklavin.«

»Was ist sie denn? Eine Freigelassene des Plautius?«

»Sie war nie Sklavin und kann folglich keine Freigelassene sein.«

»Wer ist sie also denn?«

»Ich weiß es nicht; eine Königstochter oder etwas ähnliches.«

»Du spannst meine Neugierde, Vinicius.«

»So höre denn, ich will sie befriedigen. Ihre Geschichte ist kurz. Vielleicht bist du persönlich mit Vannius bekannt, dem König der Sueven. Aus seinem Land vertrieben, lebte er lange Zeit hier in Rom, und wurde sogar berühmt wegen seiner Meisterschaft im Diskuswerfen und Wagenlenken. Drusus setzte ihn wieder auf den Thron. Anfangs regierte Vannius gut und hatte Glück im Krieg; später aber begann er nicht nur die Nachbarvölker, sondern auch seine Sueven zu bedrücken. Deshalb erhoben sich seine zwei Schwestersöhne Vangio und Sido, um vereint mit den Söhnen des Hermundurenkönigs Vibilius den König zu zwingen, in Rom abermals sein Glück mit dem Diskus zu versuchen.«

»Ich weiß, es war zu Claudius' Zeiten.«

»Ja. Der Krieg brach aus. Vannius rief den Yazygi zu Hilfe; seine teuren Neffen aber ließen die Lygier ins Land kom-

men, welche von Vannius' Schätzen gehört hatten, und, verlockt durch die Aussicht auf unermessliche Beute, so zahlreich das Land überschwemmt, dass der Kaiser Claudius selbst für die Sicherheit der Grenze zu fürchten begann. Es war nicht sein Wunsch, sich in die Angelegenheiten der Barbaren zu mischen, sondern er schrieb an Atelius Hister, den Befehlshaber der Donaulegionen, ein wachsames Auge auf den Verlauf des Krieges zu behalten und keine Störung unseres Friedens zu dulden. Hister verlangte daraufhin von den Lygiern ein Versprechen, die Grenze nicht zu überschreiten; jene gaben ihm nicht nur das Versprechen, sondern selbst Geiseln, unter denen Weib und Tochter ihres Feldherrn sich befanden. Du weißt ja, dass die Barbaren Weiber und Kinder mit sich in den Krieg nehmen. Meine Lygia ist die Tochter jenes Feldherrn.«

»Woher hast du all dies erfahren?«

»Von Aulus Plautius selbst. Die Lygier überschritten wirklich die Grenze nicht; aber Barbaren kommen und gehen wieder gleich dem Sturmwind. So verschwanden auch die Lygier wieder samt den Auerochsenhörnern auf ihren Köpfen. Sie erschlugen die Sueven und den Vannius; aber auch ihr König fiel. Die Geiseln blieben in Histers Händen, während sie samt ihrer Beute heimzogen. Bald nachher starb die Mutter, und da Hister mit der Tochter nichts anzufangen wusste, sandte er sie zu Pomponius, dem Statthalter für Germanien. Als dieser den Krieg mit den Chatten zu Ende geführt hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo ihm Claudius, wie du weißt, einen Triumphzug gestattete. Bei dieser Gelegenheit ging das Mädchen hinter dem Wagen des Eroberers her; da jedoch Geiseln nicht als Kriegsgefangene betrachtet werden dürfen und da Pomponius immer noch nicht wusste, wo er sie endgültig unterbringen könne, übergab er sie seiner Schwester Pomponia Graecina, dem Weib des Plautius. In jenem Haus sind alle tugendhaft, vom Hausherrn bis zum Geflügel im Hühnerhof, und so wuchs leider jenes Mädchen so tugendhaft heran wie Graecina selbst, aber so schön, dass

Poppäa neben ihr wie die Herbstfeige neben dem Hesperidenapfel erscheint.«

»Nun, und weiter?«

»Ich wiederhole dir, dass seit jenem Augenblick, wo bei der Fontäne die Strahlen der Sonne sie durchleuchteten, ich närrisch in sie verliebt bin.«

»Sie ist also durchscheinend wie eine Lamprete oder wie eine junge Sardine?«

»Scherze nicht, Petronius! Wenn du die Offenherzigkeit, womit ich zu dir spreche, missverstehst, so wisse wenigstens, dass prächtige Kleider oft tiefe Wunden verdecken. Das auch muss ich dir sagen, dass ich bei meiner Rückkehr aus Asien einst in einem Tempel des Mopsus schlief, in der Hoffnung auf einen prophetischen Traum. Und richtig erschien mir Mopsus im Traum und verkündete, dass die Liebe eine große Umwandlung meines Lebens herbeiführen werde.«

»Plinius erklärt, so viel ich weiß, dass er nicht an die Götter glaube, wohl aber an Träume, und vielleicht hat er recht. Trotz meiner Spöttereien kann ich oftmals nicht umhin zu denken, dass es in Wahrheit nur eine ewige, schöpferische, allmächtige Gottheit gibt: Venus Genitrix. Sie vereint Seelen miteinander, sie verbindet Lebendiges und Lebloses. Eros rief die Welt aus dem Chaos ins Dasein. Ob er gut daran tat, das ist freilich eine andere Frage; aber nun es einmal geschehen ist, so müssen wir seine Macht anerkennen, mögen wir sie dann segnen oder verfluchen.«

»Ich sehe ein, Petronius, dass man leider eher Philosophie als einen guten Rat zu hören bekommt.«

»So sag, was du eigentlich wünschst?«

»Ich wünsche Lygia zu gewinnen. Ich wünsche, dass diese meine Arme, die jetzt in die leere Luft greifen, Lygia umarmen und an mein Herz drücken; ich wünsche, dass ihr Atem mit meinem sich vermische. Wäre sie eine Sklavin, so würde ich Aulus hundert Mädchen anbieten, von denen jedes zum ersten Mal auf den Markt käme. Ich will sie für mich haben, bis mein Haar weißer ist als der Schnee auf dem Gipfel Soractes.«

»Sie ist keine Sklavin, gehört jedoch zur ›Familia* des Plautius, und da sie von den Ihrigen aufgegeben wurde, darf sie als Pflegetochter betrachtet werden. Plautius könnte sie dir überlassen, wenn er wollte.«

»Du scheinst Pomponia Graecina nicht zu kennen. Beide Pflegeeltern könnten ihre eigene Tochter nicht inniger lieben.«

»Pomponia kenne ich – die reine Zypresse. Wäre sie nicht Aulus' Gattin, könnte sie sich als Klageweib verdingen. Seit Julius Tod hat sie die schwarze Stola nicht abgelegt und schaut drein, als wandle sie bereits im Reich der Schatten. Überdies ist sie eine ›univira** und muss im Vergleich mit unseren vier- und fünfmal geschiedenen Frauen geradezu eine Phönix genannt werden. Aber! Hast du schon davon gehört, dass erst kürzlich in Oberägypten der Phönix ausgebrütet wurde! Ein Ereignis, das nur alle fünfhundert Jahre einmal stattfindet.«

»Petronius! Petronius! Lassen wir den Phönix für ein anderes Mal!«

»Worüber soll ich denn sprechen? Ich kenne Aulus Plautius als einen Mann, der zwar meine Lebensweise missbilligt, mir aber dennoch eine gewisse Achtung entgegenbringt und mich vielleicht höher schätzt als viele andere; denn er weiß, dass ich mich niemals mit Denunzieren abgab wie Domitius Afer, Tigellinus und andere Freunde des ›Feuerbartes‹. Obschon ich kein Stoiker zu sein behauptete, war ich oft empört über Taten Neros, für welche weder Seneca noch Burrus ein Wort des Tadels fanden. Wenn du meinst, ich könne etwas bei Plautius für dich tun, so stehe ich dir gerne zu Diensten.«

»Ich glaube, du vermagst es. Du hast Einfluss auf ihn und dein geschickter Kopf wird dich Mittel und Wege finden lassen. Darf ich dich bitten, das Terrain zu erforschen und mit Plautius darüber zu sprechen?«

* Sklaven, die im Haus wohnen.

** eines Mannes Weib.

»Du überschätzt meinen Einfluss und meine Klugheit zugleich. Aber wenn du weiter nichts verlangst, so will ich gerne mit Plautius sprechen, sobald er in die Stadt zurückkehrt.«

»Er ist schon seit vorgestern zurück.«

»So lass uns ins Triclinium* gehen, wo bereits ein Mahl unser harrt; nachher können wir uns zu Plautius tragen lassen.«

»Du bist mir allezeit ein gütiger Oheim gewesen«, antwortete Vinicius in freudiger Erregung, »nun aber soll deine Bildsäule unter meine Laren versetzt werden und Opfer erhalten.«

Mit diesen Worten wandte er sich gegen die Statuen, welche die eine Wand des von Wohlgerüchen geschwängerten Gemaches zierten, deutete mit dem Finger auf diejenige, die Petronius als Hermes mit dem Zauberstab darstellte, und fügte hinzu:

»Bei den Strahlen des Helios**, wenn der »göttergleiche« Alexander dir gleich, so erstaune ich nicht mehr über Helena!«

In dieser Versicherung lag ebenso viel Aufrichtigkeit wie Schmeichelei; denn Petronius war zwar älter und nicht so athletisch gebaut, aber noch schöner selbst als Vinicius.

Die Frauen Roms bewunderten nicht bloß seine geistige Gewandtheit und seinen feinen Geschmack, der ihm den Titel »arbiter elegantiarum***« eingebracht hatte, sondern auch seines Körpers Wohlgestalt. Diese Bewunderung ließ sich sogar von den Gesichtern der koischen Mädchen ablesen, welche die Falten seiner Toga ordneten; eine derselben, Eunike mit Namen, die ihn heimlich liebte, schaute ihm unterwürfig, aber entzückt in die Augen. Er jedoch bemerkte es gar nicht, sondern kehrte sich lächelnd gegen Vinicius und zitierte einige Worte Senecas über die Weiber. Indem er einen Arm auf die Schulter seines Neffen stützte, geleitete er denselben in das Triclinium.

Unterdessen waren die beiden Mädchen aus Kos, die Phrygierinnen und die zwei äthiopischen Sklavinnen im

* Speisezimmer.

** Sonnengott.

*** Richter über Luxus.

Unctorium damit beschäftigt, die Gefäße mit den wohlriechenden Salben wegzuräumen. Plötzlich erschienen die Köpfe der Badewärter hinter dem Vorhang des Frigidariums und ein leises »Pst« wurde hörbar. Augenblicklich verschwanden die Sklavinnen mit Ausnahme der einen Griechin hinter dem Vorhang. Es war der Anfang einer Orgie, die nun in den Baderäumen stattfand und welche der Aufseher nicht verhinderte, weil er selbst gar oft an diesen Ausschweifungen teilnahm. Petronius argwöhnte zwar deren Vorkommen; aber als kluger Mann, der nicht gern bestrafte, ließ er es stillschweigend geschehen.

Eunike allein blieb im Unctorium zurück. Eine Zeit lang hörte sie auf die Stimmen und das Gelächter, das aus dem Laconicum herüberdrang. Endlich ergriff sie den mit Ambra und Elfenbein eingelegten Stuhl, der kurz zuvor Petronius zum Sitzen gedient hatte, und stellte ihn behutsam vor dessen Bild. Der Raum war voll farbigen Lichtes infolge der bunten Marmorstücke, welche in die Wand eingesetzt waren. Eunike bestieg den Stuhl und da sie sich in gleicher Höhe mit der Statue befand, warf sie plötzlich die Arme um deren Hals; dann presste sie den rosigen Leib gegen den blendend weißen Marmor und drückte ihren Mund mit Inbrunst auf die kalten Lippen des Petronius.

ZWEITES KAPITEL

Nach eingenommenem »Morgenmahl«, zu welchem die beiden Freunde zu einer Stunde sich niederließen, wo gewöhnliche Menschen ihr mittägliches Prandium längst hinter sich hatten, machte Petronius den Vorschlag, ein wenig zu ruhen, da es nach seiner Aussage noch zu früh war, um Besuche abzustatten. »Es gibt allerdings Leute«, sagte er, »die ihre Bekann-

ten schon am Morgen besuchen, weil sie dies als altrömische Sitte betrachten; ich aber halte so etwas für barbarisch. Die Nachmittagstunden sind geeigneter, aber auch da soll man warten, bis die Sonne über dem Tempel des Jupiter auf dem Capitol steht und ihre Strahlen schräg auf das Forum fallen. Zur Herbstzeit ist die Hitze immer noch groß, sodass nach dem Mahl jedermann gern sich ein Schläfchen gönnt. Zugleich ist es höchst angenehm, das Plätschern des Springbrunnens im Atrium zu hören, und nach den vorgeschriebenen tausend Schritten im roten Licht zu schlummern, das durch die Purpurscheiben des Velarium niederflutet.«

Vinicius stimmte den Worten Petronius' bei. Sie wandelten auf und ab, plauderten von dem, was im Palatin und in Rom überhaupt geschah, und philosophierten über das Leben. Dann zog sich Petronius in das Cubiculum zurück, schlief jedoch nur kurze Zeit, denn nach einer halben Stunde trat er wieder heraus, ließ sich Verbenaöl bringen, atmete zuerst dessen Wohlgeruch und rieb endlich damit Hände und Schläfen ein.

»Du glaubst gar nicht, wie das erfrischt und belebt. Ich bin bereit.«

Die Sänfte stand schon lange vor der Tür; sie stiegen ein und Petronius gab den Befehl, nach dem Haus des Aulus getragen zu werden.

Die »insula« des Petronius lag am Südabhang des Palatin, nahe bei den sogenannten Carinae; ihr kürzester Weg ging folglich unterhalb des Forum hin; allein da Petronius unterwegs bei Idomeneus, dem Juwelier, vorsprechen wollte, so wurde die Richtung dem Vicus Apollinis entlang über das Forum gegen den Vicus Sceleratus eingeschlagen.

Stämmige Afrikaner hoben die Sänfte und setzten sich in Bewegung, gefolgt von Sklaven, die man pedisequii nannte. Nach einiger Zeit erhob Petronius die nach Verbenaöl duftende Hand an die Nase und schien über irgendetwas nachzusinnen.

»Es fuhr mir eben durch den Sinn«, sprach er endlich, »dass deine Waldnymphe, weil sie ja keine Sklavin ist, das Haus des

Plautius verlassen und in meines übersiedeln könnte. Du würdest sie mit Liebe und Reichtum überhäufen wie ich meine angebetete Chrysothemis, die mir – unter uns gesagt – fast ebenso verleidet ist wie ich ihr.«

Marcus schüttelte das Haupt.

»Nicht?«, fragte Petronius. »Im schlimmsten Fall wird die Sache vom Kaiser abhängen, und du magst darauf zählen, dass der ›Feuerbart‹ dank meines Einflusses zu deinen Gunsten entscheiden wird.«

»Du kennst eben Lygia nicht«, erwiderte Marcus.

»Dann erlaube mir doch zu fragen, ob du sie anders kennst als nur vom Sehen? Sprachst du zu ihr? Hast du ihr deine Liebe gestanden?«

»Ich sah sie zum ersten Mal am Springbrunnen und bin ihr seither zweimal begegnet. Du musst wissen, dass ich während meines dortigen Aufenthaltes eine abgesonderte, nur für Gäste bestimmte Villa bewohnte und infolge meiner Armverstauchung nicht an den gemeinsamen Mahlzeiten teilnehmen konnte. Erst am Abend vor meiner Abreise traf ich Lygia beim Essen, konnte aber kein Wort zu ihr reden; denn ich musste Aulus zuhören, der von seinen Siegen in Britannien erzählte, dann auf den Untergang der kleinen italischen Leute überging, welchen Licinius Stolo zu verhindern suchte. Ich zweifle überhaupt, ob Aulus von etwas anderem sprechen kann, und fürchte, wir werden auch diesmal dieser Geschichte nicht entrinnen, es sei denn, du äußerst den Wunsch, etwas über die allgemeine Verweichlichung unserer Zeit zu vernehmen. Aulus besitzt Fasanen, die aber nicht gegessen werden, weil er überzeugt ist, dass mit dem Tod eines jeden Fasans der Untergang unseres Reiches einen Schritt näher rückt. Das zweite Mal traf ich Lygia an der Gartenzisterne, einen frisch abgebrochenen Zweig in der Hand, dessen Ende sie ins Wasser tauchte, um die ringsherum blühenden Schwertlilien zu besprengen. Da, sieh meine Knie an. Beim Schild des Herkules schwöre ich dir, dass sie keinen Augenblick gezittert haben, wenn die Parther wie Sturmwolken auf

unsere Manipeln eindringen, an jener Zisterne haben sie gezittert. Schüchtern wie ein Knabe, der noch das Amulett auf der Brust trägt, flehte ich mit den Augen um Erbarmen, lange Zeit unfähig, ein Wort zu stammeln.«

Petronius betrachtete ihn mit einer Art Neid.

»Du Glücklicher«, sprach er, »wären Welt und Leben auch noch so erbärmlich, etwas wird ewig herrlich bleiben, und das ist die Jugend.«

Nach einer Weile fragte er:

»Hast du sie denn gar nicht angesprochen?«

»Sobald ich mich einigermaßen erholt hatte, erzählte ich ihr von meiner Rückkehr aus Asien, von meinem Unfall und den Schmerzen, die ich ausstehen hatte, und gestand ihr, dass ich lieber in diesem Haus leiden wolle, als anderswo mich vergnügen, dass Krankheit dort wünschenswerter sei als Gesundheit an jedem anderen Ort. Jetzt wurde auch sie verwirrt, ließ den Kopf sinken und während sie mich anhörte, zeichnete sie mit dem Zweig im safrangelben Sand. Dann erhob sie die Augen, um dieselben schnell wieder auf ihre Zeichnung zu richten; wieder blickte sie mich an, wie um eine Frage zu stellen, und floh plötzlich weg wie eine Nymphe vor einem hässlichen Faun.«

»Sie muss schöne Augen besitzen.«

»Augen wie das Meer, worin man versinkt. Ich bin versunken. Der Archipelagus ist nicht so blau. Gleich darauf erschien Plautius' kleiner Sohn mit einer Frage. Aber ich verstand ihn nicht.«

»O Athene«, rief Petronius aus, »löse von den Augen dieses Jünglings die Binde, womit Eros sie verhüllte, sonst wird er seinen Kopf an den Säulen des Venustempels zerschmettern!«

Gegen Vinicius gekehrt, fuhr er fort:

»O du Frühlingsknospe am Baum des Lebens, du erster grüner Schößling am Rebstock! Anstatt dich mit zu Plautius zu nehmen, sollte ich dich zu Gelocius tragen lassen, der eine Schule für unerfahrene Knaben leitet.«

»Was soll ich denn tun?«

»So sage mir doch, was war es, das sie in den Sand zeichnete? Gewiss der Name des Liebesgottes oder ein Herz, von seinem Pfeil durchbohrt, oder sonst dergleichen etwas, woraus zu erkennen, dass Satyren ins Ohr der Nymphe etliche Geheimnisse des Lebens geflüstert haben? Wie konntest du es unterlassen, jene Zeichen anzusehen?«

»Ich trage die Toga schon länger, als du anzunehmen scheinst«, sagte Vinicius, »und bevor der kleine Aulus zu mir kam, betrachtete ich diese Zeichen sorgfältig, wissend, dass in Griechenland wie in Rom Jungfrauen oftmals dem Sand ein Geständnis anvertrauen, das ihre Lippe nicht zu äußern wagte. Rate, was sie zeichnete?«

»Wenn es etwas anderes ist, als ich vermutete, so verzichte ich auf das Erraten.«

»Einen Fisch.«

»Was sagst du?«

»Ja, einen Fisch. Was anderes konnte das bedeuten, als dass Fischblut in ihren Adern stieße? Zwar weiß ich es nicht gewiss; du jedoch, der du mich eine Frühlingsknospe am Baum des Lebens nanntest, wirst imstande sein, das Zeichen mit Gewissheit zu deuten.«

»Mein Lieber, frage Plinius darüber. Er kennt die Fische. Wäre der alte Apicius noch am Leben, so könnte vielleicht er dir Aufschluss geben; denn Zeit seines Lebens hat er mehr Fische gegessen als Platz finden in der Bucht von Neapel.«

Der Lärm der Straßen, in die sie nun gelangten, hinderte die Fortsetzung des Gespräches.

Vom Vicus Apollinis aus wandten sie sich gegen das Boarium und erreichten das Forum Romanum, wo bei freundlichem Wetter vor dem Sonnenuntergang ganze Scharen müßigen Volkes zusammentrafen, um zwischen den Säulen herumzulungern, Neuigkeiten zu vernehmen und zu erzählen, bekannte Persönlichkeiten in Sänften vorbeitrugen zu sehen, und schließlich in Juwelenläden, Buchhandlungen, Wechselbuden und andere Verkaufsräume, deren es dort eine Menge gab, hineinzugaffen.

Die eine Hälfte des Forums, unmittelbar zu Füßen des capitolinischen Felsens, war bereits in Schatten versenkt; die höher gelegenen Tempelsäulen dagegen glänzten noch im Gold der Abendsonne. Die tiefer stehenden warfen lange Schatten auf die Marmorplatten. Das Forum war derart mit Säulen bepflanzt, dass das Auge sich darin wie in einem Wald verlor.

Häuser und Säulen schienen zusammengehäuft; sie türmten sich übereinander; sie strebten teils der Höhe zu, teils klebten sie an der Felswand des Capitols. Oberhalb des Säulenwaldes glänzten bemalte Triglyphen; aus den Tympana traten plastische Göttergestalten hervor; auf den Giebelspitzen schienen beschwingte Quadrigen bereit, ihren Flug durch den Raum zur blauen Himmelskuppel zu nehmen, die sich so herrlich über der ewigen Stadt wölbte. In der Mitte und an den Grenzen des Forums wogte das Volk; haufenweise drängte es sich durch die Hallen der Basilika Julius Cäsars; haufenweise saß es auf den Stufen der Dioskuren; der Vestatempel wimmelte von Menschen, die sich vom marmornen Hintergrund wie buntfarbige Schmetterlinge und Käfer abhoben. Seitlich vom capitolinischen Tempel des Jupiter Optimus Maximus fluteten neue Wogen die riesigen Stufen hernieder; die Rednerbühnen waren von Hörern umringt; da und dort boten lärmende Hausierer Früchte, Wein und Wasser mit Feigensaft feil; Scharlatane, Gaukler, Wahrsager, Entdecker verborgener Schätze und Traumdeuter trieben ihr Wesen. Bisweilen klangen die Töne einer ägyptischen Sistra, einer Sambute oder einer griechischen Flöte durch den ohrenbetäubenden Tumult; Kranke, Betrübe und fromme Beter wanden sich durch das Gedränge, um ihre Opfergaben auf den Altar des Tempels zu legen. Mitten unter der Menge sammelten sich Scharen von Tauben auf den Steinplatten, gierig die Körner aufpickend, die man ihnen hinwarf. Von Zeit zu Zeit öffnete sich der Menschenhaufen, um Sänften durchzulassen, worin geputzte Frauenköpfe oder die Häupter von Senatoren und Rittern mit lebensmüden Zügen

sichtbar waren. Die vielsprachige Menge rief laut die Namen aus, mit einer Beigabe von Lob oder Spott. Hin und wieder marschierten Wachtsoldaten abgemessenen Schrittes zwischen den wirren Gruppen hindurch, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Ringsherum war die griechische Sprache ebenso häufig zu hören wie die lateinische.

Vinicius, der lange Zeit von Rom abwesend war, betrachtete mit einer gewissen Neugierde den Schwarm des Volkes und das Forum Romanum, sodass Petronius, die Gedanken seines Gefährten erratend, den Schauplatz ein »Quiritennest – ohne Quiriten« nannte. In der Tat war das römische Element dabei nur schwach vertreten. Es erschienen da Äthiopier, kräftige blondhaarige Gestalten aus dem fernen Norden, Britannier, Gallier, Germanen, schiefäugige Bewohner Lörikums; Menschen vom Euphrat, vom Tigris und vom Indus; Syrier von den Ufern des Orontes, Wüstenbewohner aus Arabien; flachbrüstige Juden, Ägypter mit ihrem ewig gleichgültigen Lächeln, Numidier und Afrikaner; Griechen aus Hellas, die sich mit den Römern in die Herrschaft Roms teilten, aber durch Kunst und Wissenschaft, durch Weisheit und Betrug herrschten; Inselgriechen, kleinasiatische Griechen und solche aus den griechischen Kolonien in Ägypten, Italien und der Gallia Narbonensis. Neben den Sklaven mit den durchbohrten Ohrläppchen fehlten weder die Freigelassenen – ein träges Volk, dessen Belustigung, Nahrung und Kleidung dem Kaiser anheimfiel – noch auch freie Fremdlinge, welche die Aussicht auf Genuss und Reichtum nach Rom gelockt hatte; die Klasse feiler Personen war übergenuß vertreten. Serapispriester mit Palmzweigen in den Händen, Priester der Isis, deren Altar mehr Opfergaben empfing als der Tempel des Jupiter Capitolinus; Priester der Kybele, goldene Reisähren tragend; orientalische Tänzer, Amulettenkrämer, Schlangenzähmer und chaldäische Seher, alles wogte bunt durcheinander neben und mit jenen arbeitsscheuen Existenzen, die jede Woche vor den Lagerhäusern am Tiber Getreide verlangten, sich für Circusbillette schlugen, die

Nächte in zerfallenen Häusern jenseits des Flusses zubrachten, an warmen sonnigen Tagen unter bedachten Portikus, in den schmutzigen Schenken der Subura, auf der milvischen Brücke oder vor den »insulae« der Reichen zu finden waren, wo ihnen bisweilen Speisereste vom Tisch der Sklaven zugeworfen wurden.

Petronius war diesen Leuten wohlbekannt. Vinicius hörte beständig *Hic est* – da ist er – rufen. Er war seiner Freigebigkeit wegen beliebt; einer besonderen Volkstümlichkeit erfreute er sich jedoch seit der Zeit, als bekannt wurde, dass er vor dem Kaiser gegen ein Todesurteil opponiert hatte, welches über die ganze »Familia«, d. h. über das Sklavengesinde des Präfekten Pedanius Secundus ohne Unterschied des Alters und Geschlechts gefällt worden war, weil einer aus ihnen in einem Augenblick der Verzweiflung jenes Ungeheuer getötet hatte. Petronius selbst erklärte zwar wiederholt, dass er mit dem Cäsaren nur als *arbiter elegantiarum* gesprochen habe, dessen Schönheitssinn durch ein Abschlagen beleidigt werde, welches Skythen, nicht aber Römern anstehe. Nichtsdestoweniger war er von dort an ein populärer Mann. Doch war ihm diese Gunst höchst gleichgültig; er vergaß keineswegs, dass das Volk auch den Britannicus, welchen Nero vergiftete, geliebt hatte; ebenso Agrippina, die auf desselben Mannes Befehl getötet wurde; desgleichen Octavia, die man bei Pandataria, dem Verbannungsort, im heißen Dampf erstickte, nachdem ihr zuvor die Adern geöffnet worden; Rubelius Plautus, den Verbannung traf, und Thrasca, die jeden Tag des Todes gewärtig sein musste. Die Volksgunst durfte folglich als ein ziemlich böses Omen angesehen werden; und der Zweifler Petronius war abergläubisch. Von zwei Gesichtspunkten aus verachtete er die Menge: als Aristokrat und als Schöngest. Leute, die nach gebratenen Bohnen rochen, Leute, die beständig heiser und schweißbedeckt waren infolge des Mora-Spiels an den Straßenecken und Peristylen, verdienten in seinen Augen den Titel »Menschen« nicht. Deshalb ignorierte er so-

wohl die Beifallsrufe wie die Kuschhände, welche ihm von da und dort zugeworfen wurden. Eben erzählte er seinem Nefen den Fall betreffs Pedanius und äußerte sich verächtlich über den Wankelmut des Pöbels, der am Morgen nach der grässlichen Schlächtereier Nero auf dem Weg zum Tempel des Jupiter Stator mit Beifallsrufen empfing.

Jetzt gab er Befehl, vor der Buchhandlung des Avirnius anzuhalten, wo er ausstieg und ein verziertes Manuskript kaufte, welches er Vinicius reichte.

»Ein Geschenk für dich«, sagte er.

»Ich danke dir«, war die Antwort. Der Beschenkte las die Überschrift und fragte:

»Satyrikon? Etwas Neues? Von wem ist es?«

»Von mir. Ich bin aber nicht lüstern nach gleichem Schicksal wie Rufinus, von dem ich dir erzählen wollte, oder wie Fabricius Veiento; deshalb ist die Sache Geheimnis und soll es bleiben, denke daran!«

»Du behauptest, keine Verse zu schreiben«, sagte Vinicius, indem er das Buch durchblätterte, »doch sehe ich hier die Prosa stark mit Versen untermischt.«

»Wenn du es liest, so achte auf das Gastmahl des Trimalchion. Was die Verse betrifft, so habe ich sie satt, seitdem Nero an einem Epos arbeitet. Wenn Vitellius sich entladen will, so braucht er Elfenbeinstäbchen, um den Schlund zu kitzeln. Andere bedienen sich in Olivenöl oder einen Absud wilden Thymians getauchter Flamingofedern. Ich für mich nehme Zuflucht zu Neros Versen; der Erfolg ist augenblicklich da; sofort kann ich dieselben wieder rühmen und preisen, wenn auch nicht mit reinem Gewissen, so doch mit leichtem Magen.«

Sobald er dies gesagt hatte, ließ er die Sänfte abermals anhalten, diesmal vor dem Laden des Goldschmieds Idomeheus. Nachdem die Angelegenheit erledigt war, gab er den Trägern Aulus' Wohnung als nächstes Ziel an.

»Unterwegs will ich dir die Geschichte des Rufinus erzählen«, sagte er, »damit du lernst, wie eitel ein Autor oft sein kann.«

Er hatte jedoch kaum begonnen, als schon die Träger in den Vicus Patricius einbogen und vor Auslus' Wohnung anhielten. Ein stämmiger junger Türhüter öffnete die Tür zum Ostium, über dem eine Elster im Bauer sie mit dem Worte »Salve!« begrüßte.

Vom zweiten Vorzimmer, Ostium genannt, ins Atrium schreitend, sagte Vinicius:

»Hast du bemerkt, dass die Türhüter ohne Ketten gehen?«

»Ein sonderbares Haus«, antwortete Petronius leise.

»Ohne Zweifel weißt du, dass Pomponia Graecina im Verdacht steht, Anhängerin jenes aus dem Orient stammenden Aberglaubens zu sein, der in der Verehrung eines gewissen Christus besteht. Es scheint, dass Crispinilla ihr diesen Dienst erwies; sie kann der Pomponia nie verzeihen, dass dieser ein Gatte genügt hat. Das Weib *eines* Mannes! Leichter ist es heutzutage in Rom, einen Teller voll frischer essbarer Pilze aus Norikum zu bekommen, als solche Weiber zu finden. Sie wurde verhört ...«

»Du nennst es ein sonderbares Haus. Später wirst du vernehmen, was ich darin sah und hörte.«

Sie waren ins Atrium getreten. Der dort angestellte Sklave, Atriensis genannt, ließ die Gäste durch den Nomenklator anmelden. Petronius, der zum ersten Mal hier stand, schaute sich verwundert und gewissermaßen enttäuscht um, denn das Atrium machte eher den Eindruck des Frohsinns als der Trübseligkeit, wie er erwartet hatte. Eine Flut hellen Lichtes ergoss sich durch die Öffnung oben auf einen Springbrunnen in dem viereckigen Bassin, Impluvium genannt, welches bei schlechtem Wetter den durch die Öffnung herabfallenden Regen aufzunehmen bestimmt und rings von Anemonen und Lilien umgeben war. Die Lilie schien eine Lieblingsblume der Hausbewohner zu sein; denn es gab da ganze Gruppen solcher, weißer und roter. Zwischen den Blumentöpfen standen Bronze-
statuetten von Kindern und Wasservögeln. In der einen Ecke bückte sich ein Faun aus Bronze, wie um zu trinken. Der Boden des Atriums bestand aus Mosaik; die Wände, teils Holz,

teils roter Marmor, waren mit Fischen, Vögeln und Greifen bemalt, die ein prächtiges Farbenspiel boten. Von der Tür zum Nebenzimmer waren sie mit Schildpatt- und Elfenbeineinlagen verziert; die Statuen der Ahnen des Hausherrn nahmen die Flächen zwischen den Türen ein. Der Gesamteindruck war der des gediegenen, nicht prahlerischen Reichtums.

Petronius machte bedeutend größeren Aufwand, aber er sah hier nichts, das seinem Geschmack zuwider gewesen wäre. Er hatte dies kaum zu Vinicius bemerkt, als ein Sklave, der Velarius, den Vorhang, der das Atrium vom Tablinum trennte, auseinanderzog.

Die beiden Freunde standen vor Aulus Plautius. Er stand am Abend seines Lebens. Der Schnee des Alters lag auf seinem Haupt; seine Gesichtszüge waren etwas kurz, aber energisch; der Ausdruck des Erstaunens, ja sogar des Schreckens lag jetzt auf denselben, infolge des unerwarteten Besuches von Neros Freund, Genossen und Berater.

Petronius war zu sehr Weltmann und zu scharfsichtig, um dies nicht zu bemerken; darum erklärte er, nachdem die Begrüßungen ausgetauscht waren, mit der ganzen Beredsamkeit, über die er gebot, er komme, um für die Pflege zu danken, die seines Schwester Sohn in Aulus' Haus gefunden. Dankbarkeit sei der einzige Grund seines Besuches, wozu überdies ihre alte Bekanntschaft ihn ermutigt habe.

Aulus versicherte, die Gäste seien willkommen; was den Dank betreffe, so habe auch er zu danken, obwohl Petronius gewiss nicht errate wofür.

Petronius erriet es in der Tat nicht. Umsonst erhob er die braunen Augen und bemühte sich, den geringsten Dienst, den er Plautius oder sonst einem geleistet hätte, ins Gedächtnis zurückzurufen. Er konnte sich an keinen erinnern, denn so etwas könnte zwar unbewusst (ohne seinen Willen) geschehen sein, aber auch bloß unbewusst.

»Ich achte und liebe Vespasian, dem du das Leben gerettet hast, als er so unglücklich war, beim Anhören von Neros Versen einzuschlafen.«

»Er war glücklich zu preisen, weil er sie nicht hörte, doch leugne ich nicht, dass die Sache böse Folgen haben könnte. Der ›Rotbart‹ war fest entschlossen, einen Centurio zu ihm zu senden mit dem freundlichen Rat, sich die Adern zu öffnen.«

»Und du, Petronius, hast diesen Entschluss aus ihm herausgelacht.«

»Das ist richtig, oder besser gesagt, nicht richtig. Ich sagte Nero, er habe dadurch, dass er Vespasian zum Einschlafen brachte, einen ebenso großen Sieg erfochten wie Orpheus, der durch seinen Gesang wilde Tiere einschläferte. Man darf den ›Rotbart‹ ruhig tadeln, sofern man nur dem leichten Tadel eine gehörige Dosis Schmeichelei beigibt. Poppäa, unsere gnädige Kaiserin, versteht das aus dem Fundament.«

»Leider! So schlimm sind die Zeiten!«, erwiderte Aulus. »Mir fehlen zwei Vorderzähne, die mir der Steinwurf eines Briten einschlug – ich zische darum beim Sprechen –, dennoch habe ich meine schönsten Tage in Britannien verlebt.«

»Weil es Tage des Triumphes waren«, ergänzte Vinicius.

Petronius fürchtete, der alte Feldherr möchte von seinen früheren Kriegen zu erzählen anfangen und ging schnell auf ein anderes Thema über.

»In der Nähe Pränestes«, sagte er, »fanden Landleute einen toten jungen Wolf mit zwei Köpfen; und fast zur gleichen Zeit wurde während eines Gewitters ein Teil des Lunatempels vom Blitz zerstört, etwas Unerhörtes im Spätherbst. Ein gewisser Cotta, der dies berichtete, fügte bei, dass die Priester jenes Tempels den Untergang Roms oder wenigstens den Fall eines mächtigen Hauses prophezeiten, – eine Katastrophe, die nur durch außergewöhnliche Opfer abgewendet werden könne.«

Aulus sprach die Ansicht aus, dass solche Wahrzeichen nicht ignoriert werden dürften und dass die Götter infolge des Übermaßes von Gottlosigkeit vielleicht erzürnt seien. Daran sei nichts Außergewöhnliches; und in solchem Fall wären Sühneopfer ganz am Platze.

»Dein Haus, Plautius, ist nicht allzu groß«, antwortete Petronius, »obschon ein großer Mann darin wohnt. Meines ist

wirklich viel zu groß für den Bösewicht, dessen Eigentum es ist. Wenn aber etwas so Großes, wie zum Beispiel die domus transitoria auf dem Spiel stände, wäre es wohl für uns der Mühe wert, Opfer darzubringen, um deren Fall abzuhalten?»

Plautius schwieg auf diese Frage, eine Vorsicht, die Petronius unangenehm berührte; denn trotz seiner Unfähigkeit, das Gute vom Bösen zu unterscheiden, hatte er sich niemals zum Denunzianten erniedrigt. Er lenkte deshalb das Gespräch auf einen anderen Gegenstand, indem er Aulus' Wohnung und den guten Geschmack der sich darin kundgab, zu rühmen begann.

»Es ist ein alter Familiensitz«, sagte Plautius; »seitdem ich ihn als Erbe in Besitz nahm, ist nichts daran geändert worden.«

Der Vorhang zwischen Atrium und Tablinum wurde weggeschoben und das Haus war von einem Ende zum anderen sichtbar, sodass der Blick durch das Tablinum, den daran stoßenden Peristyl und die jenseits des Letzteren gelegene Halle, öcus genannt, bis zum Garten gelangte, welcher sich in dieser Entfernung wie ein helles Bild in dunklen Rahmen ansah. Fröhliches Gelächter drang ins Atrium.

»Gestatte uns, o Feldherr«, bat Petronius, »jenes frohe Lachen, wie man es heutzutage so selten trifft, von der Nähe anzuhören.«

»Gern« antwortete Plautius, sich erhebend, »mein kleiner Aulus und Lygia spielen dort Ball. Was das Lachen betrifft, so glaube ich, Petronius, dass unser ganzes Leben darin aufgeht.«

»Das Leben verdient, dass man darüber lacht«, versetzte Petronius, »aber dieses Lachen hier hat einen ganz anderen Klang.«

»Petronius lacht oft tagelang niemals«, fiel nun Vinicius ein, »dann aber lacht er wieder ganze Nächte in einem fort.«

So plaudernd durchschritten sie das Haus der Länge nach und gelangten in den Garten, wo Lygia und der kleine Aulus mit Bällen spielten, die von eigens für dieses Spiel abgerichteten und spaeristae genannte Sklaven aufgefangen und zurückgegeben wurden. Petronius warf schnell einen Blick auf

Lygia, während der Knabe herbeisprang, um Vinicius zu begrüßen. Doch der junge Tribun schritt vorwärts und neigte sich vor dem schönen Mädchen, das mit einem Ball in der Hand dastand und errötete.

Auf dem von Efeu, Reben und Geißblatt beschatteten Gartentriclinium saß Pomponia Graecina, welche sich beeilte die Ankommenden zu begrüßen. Petronius war sie wohlbekannt, denn er hatte sie bei Antistia, der Tochter des Rubelius Plautus und auch im Haus Senecas und Polions gesehen. Er konnte nicht umhin, ihr ernstes, doch mildes Antlitz, das würdevolle Benehmen, ihre Bewegungen und Redeweise zu bewundern. Pomponia störte so sehr seine Ansicht über Frauen, dass dieser Mann, bis ins Mark verderbt und selbstvertrauend wie kein Zweiter in Rom, nicht bloß eine gewisse Achtung vor ihr fühlte, sondern sogar sein früheres Selbstvertrauen verlor. Und als er ihr jetzt für ihre Sorge um Vinicius dankte, entschlüpfte ihm, gleichsam unwillkürlich, das Wort *domina*, etwas, das ihm sonst, zum Beispiel bei Calvia Crispinilla, Scribonia, Veleria, Solina und anderen Frauen aus hohem Rang, niemals begegnete. Nachdem die Grüße gewechselt und Dank erstattet war, bedauerte er, sie nicht öfter zu sehen, ihr nie im Circus oder im Amphitheater zu begegnen, worauf sie, die Hand in die ihres Gatten legend, ruhig erwiderte:

»Wir beide sind alt geworden und lieben mehr und mehr die Ruhe unseres Hauses.«

Petronius wollte eine Einwendung machen, allein Aulus kam ihm zuvor, indem er in seinem zischenden Ton ergänzte:

»Und wir fühlen uns von Tag zu Tag fremder unter Menschen, die unseren römischen Gottheiten griechische Namen beilegen.«

»Die Götter sind längst zu bloßen rednerischen Figuren geworden«, versetzte Petronius leichthin. »Seitdem aber griechische Rhetoren unsere Lehrer wurden, sage auch ich leichter Hera als Juno.«

Er hatte sich gegen Pomponia gewendet, wie um auszu-drücken, dass in ihrer Gegenwart keine andere Gottheit ihm

einfallende. Daraufhin machte er seine Einwendung gegen ihre vorige Entschuldigung.

»Gewiss, die meisten Menschen werden schnell alt; doch gibt es auch solche, deren Gesichter Saturnus zu vergessen scheint.«

Petronius sagte dies mit einer gewissen Aufrichtigkeit. Obschon Pomponia über den Mittag ihres Lebens hinaus war, hatte sie eine ungewöhnliche Frische des Gesichtes bewahrt und machte oft, da ihr Kopf klein und ihre Züge fein geschnitten waren, trotz des schwarzen Gewandes und trotz ihres feierlichen Ernstes den Eindruck eines noch jungen Weibes.

Inzwischen hatte der Knabe, der große Zuneigung zu Vinicius während dessen früheren Aufenthaltes im Haus gefasst hatte, sich diesem genähert und ihn eingeladen, am Spiel teilzunehmen. Hinter dem kleinen Aulus war Lygia selbst ins Triclinium getreten. Hier, unter dem rankenden Efeu, schien sie Petronius schöner als auf den ersten Blick und wirklich einer Nymphe ähnlich. Da er sie bis jetzt noch nicht angere-det hatte, erhob er sich nun, verneigte sich und statt der üblichen Begrüßungsformel sprach er die Worte, womit Ulysses Nausikaa begrüßte:

»Ich flehe dich an, o Königin, ob du eine Göttin oder sterblich bist! Wenn du eine Tochter des Menschen bist, die auf Erden wohnen, dann dreimal glücklich dein Vater und deine Mutter und dreimal glücklich deine Brüder.«

Die auserlesene Höflichkeit dieses Mannes gefiel sogar Pomponia. Lygia hörte verwirrt und errötend zu, ohne die Augen aufzuschlagen. Aber ein flüchtiges Lächeln begann in ihren Mundwinkeln zu zucken und der Kampf zwischen jungfräulicher Schüchternheit und dem Wunsch, zu antworten, war deutlich erkennbar; offenbar trug der Wunsch den Sieg davon, denn indem sie die Augen zu Petronius erhob, erwiderte sie mit Worten derselben Nausikaa, die sie in einem Atemzug und wie eine gelernte Lektion herausstieß:

»Fremdling, du scheinst kein böser Mann mir, noch törricht.« Dann wendete sie sich um und lief hinaus, wie ein erschrecktes Vögelein davonfliegt.

Die Reihe zu erstaunen war diesmal an Petronius, der nicht erwartet hatte, von den Lippen eines Mädchens, dessen barbarische Abstammung er aus Vinicius' Erzählung kannte, Verse aus Homer zu vernehmen. Darum warf er einen fragenden Blick auf Pomponia; doch konnte diese ihm nicht antworten, weil sie eben lächelnd das vor Stolz strahlende Antlitz ihres Gatten betrachtete.

Plautius konnte seinen Stolz nicht verbergen. Denn erstens liebte er Lygia wie eine Tochter und zweitens hielt er die griechische Sprache, trotz seiner altrömischen Vorurteile und gemäß welchen er die Verbreitung des Griechischen hätte bekämpfen müssen, für den Gipfel feiner Bildung. Er selbst hatte sie nie recht erlernen können, und das wurmte ihn heimlich. Es war deshalb eine Freude für ihn, dass dieser hochgebildete Mann eine Antwort in der Sprache und mit den Worten Homers erhielt, in einem Haus, das dieser für beinahe barbarisch hielt.

»Wir halten einen griechischen Pädagogen im Haus«, sagte er, »welcher den Knaben unterrichtet, wobei das Mädchen zuhört. Sie ist zwar noch eine Bachstelze, aber eine liebe, die uns Beiden stark ans Herz gewachsen ist.«

Petronius blickte in den Garten hinaus, zu den dreien hin, die dort spielten. Vinicius hatte seine Toga abgelegt und stand in der Tunika da. Er schlug den Ball, während Lygia mit erhobenen Armen ihm gegenüberstand, um den Ball aufzufangen.

Das Mädchen hatte anfänglich auf Petronius keinen großen Eindruck gemacht, es schien ihm allzu schlank. Doch von dem Augenblick an, wo er es im Triclinium näher betrachtet hatte, dachte er, dass Aurora vielleicht so aussehe, und war als Kenner überzeugt, dass etwas Außergewöhnliches in ihrer Erscheinung liege.

Seinen Augen entging weder das klare, rosige Gesicht, die frischen, wie zum Kuss aufgeworfenen Lippen, die Au-

gen, blau wie die See, die alabasterweiße Stirn noch die Flut ihres dunklen Haares, der schlanke Hals, die herrlich abfallenden Schultern, die ganze elastische, schlanke Figur, lieblich wie der Frühling selbst, maß er mit prüfendem Blick. Der Kunstkenner in ihm fühlte, dass man unter das Bild dieser Schönheit »Frühling« schreiben könnte. Unwillkürlich dachte er an Chrysothemis und musste laut auflachen. Chrysothemis mit ihren goldgepuderten Haaren und geschwärtzten Brauen erschien ihm wie ein verwelkter Rosenstrauch, dem die Blätter entfallen. Und Rom beneidete ihn um diese Chrysothemis! Dann rief er sich Poppäa ins Gedächtnis; und auch dieses berühmte Weib erschien ihm wie eine seelenlose Wachsfigur. In diesem Mädchen dagegen lag nicht nur Frühling, sondern auch eine strahlende Seele, die den rosigen Leib gleich einer Flamme durchleuchtete. »Vinicius hat recht«, dachte er, »meine Chrysothemis ist alt, alt – wie Troja!«

Gegen Pomponia Graecina sich wendend, deutete er auf den Garten und sagte:

»Nun verstehe ich, Domina, warum ihr mit diesen beiden dieses Haus dem Circus und den Festen auf dem Palatin vorzieht.«

»Ja«, erwiderte sie, den Blick auf Lygia und Aulus richtend.

Der alte Feldherr fing an, die Geschichte des Mädchens zu berichten, das, was er vor langen Jahren von Atelius Hister über das im dunkelsten Norden wohnende Volk der Lygier gehört hatte.

Das Kleeblatt hatte zu spielen aufgehört und wandelte im Sand des Gartens auf und ab, vor dem dunklen Hintergrund der Myrten und Zypressen wie drei weiße Statuen sich abhebend. Lygia führte den Knaben bei der Hand. Nach kurzer Zeit setzten sie sich auf eine Bank in der Nähe des Fischteiches, welcher die Mitte des Gartens bildete. Aulus sprang bald weg, um die Fische zu schrecken, die in dem klaren Wasser sichtbar waren, während Vinicius im angeknüpften Gespräch fortfuhr.

»Ja«, sagte er mit leise bebender, kaum hörbarer Stimme, »ich hatte die Toga Prätexa* kaum abgelegt, als ich den Legionen in Asien zugeteilt wurde. Ich kannte Rom noch nicht und war unerfahren im Leben und in der Liebe. Einiges aus Anacreon und Horaz weiß ich zwar auswendig, aber ich kann nicht wie Petronius Verse zitieren, wenn das Herz stumm ist vor Bewunderung und seine eigenen Worte nicht mehr findet. Als Knabe ging ich zu Musonius in den Unterricht; er lehrte mich, dass das Glück darin bestehe, den Willen der Götter zu tun und demnach in unserer Macht liege. Doch besteht es, glaube ich, in etwas anderem – das größer ist und kostbarer, das nicht vom Willen abhängt, da nur die Liebe es verleihen kann. Die Götter suchen selbst nach diesem Glück; darum trete auch ich, o Lygia, der ich Liebe bis jetzt nicht gekannt, in ihre Fußstapfen. Auch ich suche diejenige, die mir jenes Glück verleihen könnte ...«

Er schwieg, und längere Zeit hörte man nichts als das Plätschern des Wassers, in das der kleine Aulus Kiesel warf, um die Fische zu schrecken; nach einer Weile jedoch fuhr Vinicius in noch sanfterem und leiserem Tone fort:

»Du kennst doch Vespasians Sohn Titus? Man erzählt von ihm, dass er, kaum dem Knabenalter entwachsen, aus Liebes-schmerz um Berenike beinahe starb. So wäre auch ich zu lieben fähig, o Lygia! Macht, Ruhm, Reichtum sind wesensloser Rauch! Der Reiche findet einen noch Reicheren; der Berühmte wird durch den Ruhm eines noch Größeren in Schatten gestellt, den Starken wird der Stärkere besiegen. Kann dagegen der Cäsar selbst, ja, kann ein Gott größere Wonne empfinden oder glücklicher sein als der einfache Sterbliche in dem Augenblick empfindet und ist, wenn an seinem Herzen ein anderes, geliebtes Herz schlägt, wenn er teure Lippen küsst? Darum macht Liebe uns den Göttern gleich, o Lygia!«

Erschrocken, verwirrt und doch wieder, wie wenn sie die Klänge einer griechischen Flöte oder der Zittara vernehme,

* Die Toga der Knaben. Die Toga Prätexa ablegen heißt mannbar werden.

lauschte Lygia. Bald schien es ihr, als ob Vinicius ein wunderschönes Lied singe, dessen Töne ihr Ohr berauschten, ihr Blut erregten und ihr Herz mit Angst, aber auch mit unennbarer Wonne erfüllten. Bald fühlte sie, dass Vinicius von etwas sprach, das vorher schon in ihr lag und worüber sie keine Rechenschaft zu geben imstande war, dass er etwas in ihrem Inneren auferweckte, das bis jetzt geschlummert hatte, und dass in diesem Augenblick ein verschwommener Traum sich in eine immer klarere, schönere Gestalt umwandelte.

Die Sonne stand längst über dem jenseitigen Ufer des Tiber und begann hinter dem Ianiculus zu verschwinden. Das Abendrot beleuchtete die von keinem Hauch bewegten Zypressen und die Luft war von einem rötlichen Schimmer erfüllt. Als ob sie vom Schlaf erwache, erhob Lygia die Augen zu Vinicius empor, und er, der sich mit stummer Bitte über sie beugte, kam ihr plötzlich, im Glanz der Abendröte, schöner vor als alle Menschen, als alle Götter der Römer und Griechen, deren Bildsäulen sie an den Tempelfassaden gesehen. Seine Finger umschlossen ihr Handgelenk, indes er fragte:

»Errätst du nicht, was ich dir bekennen wollte?«

»Nein«, flüsterte sie, so leise, dass Vinicius es kaum hören konnte.

Doch er glaubte es nicht, sondern zog ihre Hand näher an sich und würde sie mit leidenschaftlichen Worten an sein pochendes Herz gepresst haben, wäre nicht Aulus auf dem von Myrten eingehetzten Pfad erschienen.

»Die Sonne geht unter; hütet euch vor der Abendkühle und scherzt nicht mit Libitina.«

»O nein«, antwortete Vinicius, »ich habe die Toga noch nicht wieder angezogen und fühle gleichwohl die Kühle nicht.«

»Aber schau! Mehr als die Hälfte der Sonnenscheibe ist hinter den Hügel gesunken. Da lob ich mir das Klima von Sizilien, wo die Leute vor Sonnenuntergang sich auf einem Platz versammeln und mit Chorgesängen vom scheidenden Phöbus Abschied nehmen.«

Und seine Warnung vor Libitina vergessend, begann er über Sizilien zu sprechen, wo er große Domänen besaß, und erwähnte, dass es mehrmals seine Absicht gewesen, daselbst den Rest seines Lebens zuzubringen.

»Wessen Haar so viele Winter gebleicht haben, der geht dem Frost aus dem Weg. Noch hängen die Blätter an den Bäumen, noch lacht ein blauer Himmel über der Stadt; doch wenn die Rebblätter gelben, wenn Schnee auf die Albaner Berge fällt und die Götter mit rauem Wind die Campania heimsuchen – wer weiß, ob ich dann nicht mit meinem ganzen Haushalt nach Sizilien, auf mein Landgut ziehe?«

»Wie, du wolltest Rom verlassen, Plautius?«, fragte Vinicius erschrocken.

»Seit Langem ist es mein Wunsch; man hat mehr Ruhe in Sizilien und ist sicherer dort.«

Und abermals pries er seine Gärten, seine Viehherden, sein Haus im Grünen und die Hügel, von Thymian und Pfefferkraut überwachsen, von Bienen umsummt. Aber Vinicius hörte nicht auf diese Buccolica;* schon der Gedanke, er könnte Lygia verlieren, ließen ihn wie nach einem Retter nach Petronius ausschauen.

Dieser hatte inzwischen an der Seite Pomponias den Sonnenuntergang, den Garten und die Personen beim Fischteich betrachtet, deren weiße Gewänder am dunklen Hintergrund von Myrten wie Gold in der Abendsonne glänzten. Der Himmel hatte purpurne und violette Farben angenommen, die er beständig wechselte. Ein Streifen des Horizontes erschien lilienfarbig. Die Silhouetten der Zypressen wurden deutlicher als am hellen Tag. Abendstille lag auf den Menschen, den Bäumen, dem ganzen Garten.

Petronius war davon betroffen. Er empfand den hier herrschenden Frieden sogleich und prüfend betrachtete er die Hausbewohner. Auf dem Antlitz Pomponias, Aulus', ihres Sohnes und Lygias lag etwas, das er auf den ihn alltäglich,

* Hirtengesänge.

oder besser gesagt, allnächtlich umgebenden Gesichtern nicht fand. Es lag eine gewisse ruhige Heiterkeit darauf, die ein Ausfluss des Lebens war, das man hier führte. Der Gedanke kam ihm, dass hier vielleicht eine Schönheit und ein Genuss herrschten, die er, der unaufhörlich nach Schönheit und Genuss trachtete, gar nicht kannte. Er konnte den Gedanken nicht für sich behalten, sondern wendete sich an Pomponia mit der Bemerkung:

»Ich denke darüber nach, wie sehr verschieden eure Welt ist von jener, welche Nero regiert.«

Sie hob ihr feines Antlitz in das erbleichende Licht und sagte unbefangen:

»Nicht Nero, Gott regiert die Welt.«

Sie schwiegen. Man hörte die herannahenden Schritte des Hausherrn, seiner Kinder und des Tribunen; doch bevor diese beim Triclinium anlangten, hatte Petronius eine zweite Frage gestellt:

»Glaubst du denn an die Götter, Pomponia?«

»Ich glaube an den einen, allmächtigen und allgerechten Gott«, antwortete das Weib des Aulus Plautius.

3 DRITTES KAPITEL

»Sie glaubt an den einen, allmächtigen und allgerechten Gott«, sagte Petronius, sobald er und Vinicius sich wieder in der Sänfte befanden. »Wenn ihr Gott allmächtig ist, so beherrscht er Leben und Tod; ist er allgerecht, so sendet er den Tod gerechterweise. Warum also trauert Pomponia um Julia? Indem sie dies tut, klagt sie ihren Gott an. Ich will diese Schlussfolgerung unserem ›Rotbart‹, dem Affen, wiederholen, da ich mich ja in der Dialektik für den Nebenbuhler des Socrates betrachte. Was die Weiber anlangt, so glaube ich, ei-

ne jede hat ihre drei oder vier Seelen, aber keine einzige vernunftbegabte. Lassen wir Pomponia mit Seneca und Cornutus über das Wesen ihres Logos disputieren. Lassen wir sie die Schatten der Xenophanes, Parmenides, Zeno und Plato aus den kimmerischen Gefilden zitieren, wo die sich langweilen müssen wie ein Fink im Käfig. Ich wollte mit ihr und Plautius über einen anderen Gegenstand sprechen. Bei dem heiligen Leib der ägyptischen Isis! Wäre ich mit dem Zweck unseres Besuches grad herausgerückt, so hätte ihre Tugendhaftigkeit sicherlich einen Lärm angeschlagen wie ein eherner Schild unter den Hieben einer Keule. Und ich getraute mich nicht! Wirst du es glauben, Marcus, ich fand den Mut nicht! Ich fürchtete eine Szene. Aber deine Wahl muss ich loben, die reine »rosenfingrige Eos«. Weißt du auch, woran sie mich erinnerte? An den Frühling, nicht unseren italischen, wo ein Apfelbaum bloß da und dort eine Blüte treibt und die Olivenhaine so grau wie zuvor bleiben, sondern den Frühling, wie ich ihn einst in Helvetien sah, jung, frisch und grün. Bei dem bleichen Mond dort, ich begreife dich, Marcus. Doch wisse, dass du eine Diana liebst, weil Aulus und Pomponia bereit sind, dich in Stücke zu reißen, wie die Hunde einst den Acteon zerrissen.«

Vinicius ließ den Kopf hängen und sagte lange kein Wort; dann begann er mit vor Leidenschaft stockender Stimme:

»Ich begehrte sie zuvor; jetzt begehre ich sie noch viel mehr. Als ich ihre Hand ergriff, brannte Feuer in mir. Ich muss sie besitzen. Wäre ich Zeus, ich würde sie mit einer Wolke umgeben, wie er Io umgab, oder ich würde als Regen auf sie niederfallen, wie er auf Danae; bis zum Wundsein wollte ich ihre Lippen küssen! In meinen Armen müsste sie vor Schmerz aufschreien. Erschlagen möchte ich Aulus und Pomponia und dann sie auf meinen Armen heimtragen. Ich will diese Nacht nicht schlafen; ich werde einen Sklaven peitschen lassen und seinem Wimmern zuhören ...«

»Beherrsche dich! Deine Leidenschaft ist die eines Zimmermanns in der Subura.«

»Sag, was du willst. Ich muss sie besitzen. Ich habe mich um Hilfe an dich gewandt; willst du keine Mittel finden, so finde ich sie. Aulus betrachtet Lygia als seine Tochter; warum sollte ich auf sie wie auf eine Sklavin schauen? Und da es keinen anderen Ausweg gibt, so soll sie die Schwelle meines Hauses schmücken, mit Wolfsfett salben und an meinem Herd sitzen als mein Weib.«

»Beruhige dich, mein Sprössling von Konsuln. Wir führen keine Barbaren, an unsere Triumphwägen gebunden, nach Rom, um Ehefrauen aus ihren Töchtern zu machen. Hüte dich vor dem Äußersten! Versuch alle erlaubten Mittel und lass dir und mir Zeit zum Nachdenken. Chrysothemis war in meinen Augen eine Tochter Jupiters und dennoch habe ich mit ihr keine Ehe geschlossen, so wenig als Nero sich mit Acte vermählen ließ, obschon diese für eine Tochter des Königs Attalus galt. Beruhige dich! Bedenke, dass wenn sie Aulus um deinetwillen zu verlassen wünscht, jener kein Recht besitzt, Lygia zurückzuhalten. Wisse auch, dass Eros auch in ihr die Flamme angefacht hat. Ich sah es und du kannst mir glauben. Gedulde dich! Alles lässt sich einrichten; aber heute habe ich schon zu viel gedacht und das ermüdet mich. Dagegen verspreche ich, morgen mich deiner Liebe erinnern zu wollen, und wenn Petronius Petronius bleibt, so wird er ein Mittel entdecken.«

Beide schwiegen.

»Ich danke dir«, sagte Vinicius nach einer Weile.

»Möge Fortuna dir günstig sein.«

»Gedulde dich.«

»Wohin gabst du Befehl, uns zu tragen?«

»Zu Chrysothemis.«

»Du bist glücklich zu preisen; denn du besitzt die, welche du liebst.«

»Glücklich? Weißt du, was an Chrysothemis mich noch belustigt? Dass sie mich mit meinem Freigelassenen Theocles hintergeht und glaubt, ich wisse das nicht. Einst liebte ich sie; nun belustigt mich ihr Lügen und ihre Dummheit. Begleite

mich zu ihr. Sollte sie dir gegenüber kokett tun und mit weinbenetzten Fingern Buchstaben auf den Tisch schreiben, so fürchte keine Eifersucht meinerseits.«

Und er gab den Befehl, sie beide zu Chrysothemis zu tragen.

Als sie das Haus betraten, legte Petronius die Hand auf die Schulter seines Neffen und sagte:

»Warte. Ich glaube einen Plan entdeckt zu haben.«

»Mögen alle Götter dich belohnen!«

»Ich hab's! Der Plan kann nicht fehlschlagen. Weißt du, was es ist, Marcus?«

»Ich höre auf dich, o Weisheit.«

»Wohlan! In wenigen Tagen wird die göttliche Lygia in deinem Haus die Frucht Demeters mit dir teilen.«

»Du bist größer als Cäsar!«, rief Vinicius begeistert aus.

4 VIERTES KAPITEL

Petronius hielt in der Tat sein Versprechen. Er verschlief zwar den ganzen Tag nach jenem Besuch bei Chrysothemis; abends jedoch ließ er sich auf den Palatin tragen, wo er eine vertrauliche Unterredung mit Nero hatte. Die Folge davon war, dass am folgenden Tag ein Centurio an der Spitze einiger zehn Prätorianer vor dem Haus des Aulus erschien.

Es war eine Periode des Schreckens und allgemeiner Unsicherheit, wo Boten dieser Art meistens Herolde des Todes bedeuteten. Als daher der Centurio den Hammer an der Tür fallen ließ und der Atriensis den Besuch von Soldaten meldete, fasste Schrecken das ganze Haus. Alle Bewohner desselben umringten den Feldherrn, wohl wissend, dass vor allen er in Gefahr schwebte. Pomponia hing an seinem Hals und hielt ihn fest umschlungen, indes ihre blaugewordenen Lip-

pen hastige Worte flüsterten. Lygia, bleich wie der Tod, küsste seine Hand und der Knabe klammerte sich an dessen Toga. Aus den Gängen, aus den Kammern der Dienerschaft, aus den Baderäumen und überall her ergossen sich Scharen von Sklaven mit dem Rufe: »Heu! Heu me miserum!« Das weibliche Gesinde begann laut zu weinen, viele zerkratzten sich die Wangen, andere verhüllten mit Tüchern ihr Haupt.

Nur einer blieb ruhig: der Feldherr, gewohnt, dem Tod ins Auge zu blicken. Sein kurzes Adlergesicht blieb starr wie gemeißelt. Nachdem er den Lärm beschwichtigt und den Sklaven befohlen hatte, sich zu entfernen, bat er:

»Lass mich, Pomponia. Wenn das meinen Tod bedeutet, so werden wir Frist zum Abschiednehmen bekommen.«

Damit stieß er sie sanft beiseite; sie aber erwiderte:

»Gott gebe, dass ich dein Schicksal teile, mein Aulus.«

Dann fiel sie auf die Knie und begann zu beten mit einer Inbrunst, wie sie nur die Angst um ein teures Haupt erzeugen kann.

Aulus schritt ins Atrium hinaus, wo der Centurio seiner harrte. Es war der alte Cajus Hasta, sein Untergebener und Gefährte im britannischen Krieg.

»Sei begrüßt, mein Feldherr«, sagte er. »Ich bringe dir einen Gruß und einen Befehl vom Kaiser. Hier ein Brief mit Siegel, der mich legitimiert.«

»Ich danke dem Kaiser für seinen Gruß und werde dem Befehl gehorchen«, antwortete Aulus. »Sei willkommen, Hasta, und nenne den Befehl.«

»Aulus Plautius«, begann der Centurio, »der Kaiser hat Nachricht, dass in deinem Haus die Tochter des Lygierkönigs wohnt, welcher dieselbe während der Regierung des göttlichen Claudius in die Hände der Römer gab, als Pfand für die Unverletzlichkeit unserer Reichsgrenze. Der göttliche Nero dankt dir, mein Feldherr, für die langjährige Gastfreundschaft, welche du ihr gewährt hast; da er dich jedoch nicht länger belästigen will, und in Erwägung, dass das Mädchen in seiner Eigenschaft als Geisel unter die Obhut des Kaisers und des

Senats gestellt werden sollte, so befiehlt er dir, das Mädchen mir auszuliefern.«

Aulus war zu sehr Soldat und Veteran, um angesichts einer Order Einwendung oder Beschwerde zu erheben. Dennoch erschien eine Falte des Zornes auf seiner Stirn, vor welcher einst in Britannien Legionen gebebt hatten. Sogar jetzt noch war die Angst davor auf Hastas Zügen deutlich lesbar. Doch angesichts des kaiserlichen Befehls fühlte sich Aulus machtlos. Lange blieb sein Auge auf den Wachstafeln und dem Siegel haften; dann, den Centurio fest anblickend, sagte er ruhig:

»Warte hier im Atrium, bis die Geisel dir übergeben wird.«

Nach diesen Worten begab er sich in das andere Ende des Hauses, den Öcus, wo Weib und Kinder mit Furcht und Schrecken ihn erwarteten.

»Keinem von uns droht der Tod oder Verbannung nach entlegenen Inseln«, sprach er, »dennoch ist der Bote des Kaisers kein Herold des Glücks. Es handelt sich um dich, Lygia.«

»Um Lygia?«, fiel Pomponia bestürzt ein.

»Um sie«, wiederholte Aulus.

Zu dem Mädchen gewendet, fuhr er fort:

»Lygia, du wurdest hier wie unser Kind erzogen, Pomponia und ich lieben dich wie eine Tochter. Doch wisse, dass du nicht unsere Tochter bist, sondern eine Geisel, von deinem Volk den Römern übergeben; die Obhut über dich gebührt dem Kaiser, der dich jetzt von uns wegnimmt.«

Er sagte das in ruhigem, doch seltsam klingendem Ton. Mit fragendem Blick, als ob es das Gehörte nicht verstehe, lauschte das Mädchen. Pomponia war bleich geworden. Unter den Türen, die vom Gang in den Öcus führten, erschienen abermals schreckensbleiche Gesichter der Sklaven.

»Dem Willen des Kaisers muss gehorcht werden«, sagte Aulus.

»Aulus!«, rief Pomponia, das Mädchen mit den Armen umspannend, wie um es zu schützen. »Der Tod wäre besser für sie.«

Lygia, an ihre Brust sich schmiegend, fand vor Schluchzen keine anderen Worte als »Mutter! Mutter!«

Schmerz und Zorn malten sich wiederum in Aulus' Zügen. »Stände ich für mich allein in der Welt«, sagte er finster, »so würde ich sie lebendig nicht hergeben und meine Verwandten könnten heute noch dem Jupiter Liberator opfern. Aber ich habe kein Recht, dich und unser Kind zu töten, das noch bessere Zeiten erleben mag. Ich will mich zum Kaiser verfügen und ihn bitten, den Befehl rückgängig zu machen. Ob er mich anhört, weiß ich nicht. Indessen lebe wohl, Lygia, und vergiss nicht, dass Pomponia und ich den Tag segnen, an welchem du deinen Sitz an unserem Herd nahmst.«

Bei diesen Worten legte er seine Hand auf ihr Haupt. Trotz seines Bemühens, ruhig zu bleiben, zitterte tiefer Kummer durch seine Worte, als Lygia die tränenschweren Augen gegen ihn kehrte, seine Hand ergriff und an ihre Lippen drückte.

»Leb wohl, unsere Freude, unserer Augen Licht«, sprach er.

Eilends begab er sich ins Atrium, um nicht von eines Römers und Feldherrn unwürdiger Rührung übermannt zu werden.

Inzwischen geleitete Pomponia das Mädchen nach dem Cubiculum*, wo sie es zu trösten und ihm Mut einzuflößen begann, indem sie Worte sprach, welche in diesem Haus seltsam klangen, wo noch Aulus Plautius, alter Sitte getreu, den Laren** Opfer darbrachte. Nun sei die Stunde der Versuchung gekommen. Einst habe Virginius seiner eigenen Tochter das Herz durchbohrt, um sie vor Appius zu retten; vor ihm schon löschte Lucretia ihre Schande mit dem Leben aus. Der kaiserliche Palast sei eine Höhle der Schmach, des Lasters und Verbrechens. »Wir aber, meine Lygia, wissen, dass wir nicht Hand an uns selbst legen dürfen! Ja! Das Gesetz, dem wir beide untertan sind, ist ein anderes, ein heiligeres;

* Schlafgemach.

** Hausgötter.

doch erlaubt es, uns gegen Schande und Schmach zu wehren, sollten auch Marter und Tod die Folgen sein. Wer rein aus dem Hause der Verderbnis hervorgeht, hat umso größeres Verdienst. Die Erde ist ein Jammertal; wohl uns, dass unser Leben nur einen Augenblick währt. Der Weg zur Auferstehung geht durch das Grab, jenseits dessen nicht Nero, sondern Barmherzigkeit herrscht, wo Pein in Wonne, Tränen in Freude verwandelt werden.«

Dann sprach sie von sich selbst. Tiefe Wunden gab es in ihrem Inneren. Aulus selbst war eine Quelle ihrer Tränen. Das Licht der Wahrheit hatte ihn noch nicht erleuchtet. Ihren Sohn durfte sie auch nicht darin erziehen. Beim Gedanken, es könnte bis an ihr Ende so bleiben und eine Trennung möchte kommen, tausendmal schrecklicher als die bloß zeitliche, die eben bevorstand, wusste sie nicht, wie dann der Himmel für sie ein Ort der Wonne sein könnte. Manche Nacht hatte sie durchwacht und durchweint, Gnade und Barmherzigkeit erflehend. Sie opferte Gott auf, was sie litt; sie hoffte und harrte. Sie verzagte auch jetzt nicht, wo ein neuer Schlag sie traf, wo der Befehl des Tyrannen ein teures Kind von ihr riss; sie verzagte nicht, weil der Glaube sie lehrte, dass eine Macht über Neros Macht, eine Gnade mächtiger als sein Zorn lebte.

Und sie zog das Mädchen noch enger an sich. Nach einer Weile sank Lygia auf die Knie, und ihr Gesicht in den Falten von Pomponias Kleid vergrabend, verharrte sie lange schweigend in dieser Stellung; als sie wieder aufstand, war ihr Schmerz ruhiger geworden.

»Ich traure um dich, Mutter, um den Vater und meinen Bruder; doch ich sehe ein, dass Widerstand nutzlos und für uns alle gefährlich wäre. Ich gelobe, im kaiserlichen Palast deine Worte niemals zu vergessen.«

Noch einmal umschlang sie den Hals Pomponias, dann begaben sie sich in den Öcus, wo Lygia von dem kleinen Aulus, dem alten griechischen Pädagogen, ihrer Zofe und dem ganzen Gesinde Abschied nahm.

Einer der Sklaven, ein hochgewachsener, breitschulteriger Lygier, Ursus genannt, der damals mit Lygia und deren Mutter in das römische Lager gezogen war, fiel erst ihr, dann Pomponia zu Füßen und sagte zu Letzterer:

»O Domina, lass mich mit meiner Herrin ziehen und über sie wachen.«

»Du bist nicht mein, sondern Lygias Diener«, erwiderte Pomponia, »doch wie willst du über sie wachen?«

»Ich weiß es nicht; ich weiß nur, dass in meinen Händen Eisen zerbricht, als ob es Holz wäre.«

Eben trat Aulus ein, der, als er erfahren, um was es sich handle, nicht bloß keine Einwendung machte, sondern sogar erklärte, er habe kein Recht, ihn zurückzuhalten. Sie sandten Lygia als eine vom Kaiser abverlangte Geisel hinweg, und waren demnach verpflichtet, auch deren Gefolge wegzuschicken, das mit jener in die Hände des Kaisers übergang. Dabei flüsterte er seinem Weib zu, sie könne so viele Sklaven mitgeben, als sie für geeignet halte, da der Centurio deren Mitnahme nicht verweigern dürfe.

Darin lag ein gewisser Trost für Lygia. Pomponia selbst war froh darüber, die Pflgetocher mit Sklaven zu umgeben, deren Auswahl man ihr überließ. Sie bestimmte außer Ursus die alte Kammerjungfrau, zwei geschickte Haarkünstlerinnen aus Zypern und zwei germanische Badewärterinnen. Ihre Auswahl fiel lediglich auf Anhänger des neuen Glaubens, den auch Ursus seit einer Reihe von Jahren bekannte. Sie durfte auf die Treue derselben zählen und tröstete sich zugleich mit dem Gedanken, dass bald das Saatkorn der Wahrheit in Neros Haus aufgehen würde.

Sie schrieb noch einige Worte, worin sie Lygia der Sorge von Neros Freigelassener Acte empfahl. Zwar hatte sie dieselbe nie an einer Zusammenkunft der Bekenner ihres neuen Glaubens gesehen; aber es wurde ihr von solchen gesagt, dass Acte ihnen nie einen Dienst verweigert habe und eine eifrige Leserin der Briefe des Paulus von Tarsus sei. Auch das wusste sie, dass die junge Freigelassene melancholisch, gar

nicht wie die anderen Weiber in Neros Haus und sozusagen der gute Geist des Palastes war.

Hasta anerkennend bot sich, Acte den Brief selbst zu übergeben. Er hielt es für natürlich, dass eine Königstochter ein Gefolge von Dienerschaft haben sollte und erhob durchaus keine Einwendung, sondern wunderte sich vielmehr, dass das Gefolge so wenig zahlreich sei. Dagegen bat er um Eile, aus Furcht, des Mangels an Eifer in der Ausführung von Befehlen gezeiht zu werden.

Der Moment des Abschieds kam. Pomponias und Lygias Augen füllten sich mit neuen Tränen; Aulus legte noch einmal seine Hand auf das Haupt der Scheidenden, der Knabe hob drohend die Fäustchen gegen den Centurio, und die Prätorianer geleiteten Lygia zum Palast.

Plautius befahl sogleich, die Sänfte bereitzuhalten und schloss sich inzwischen mit Pomponia in der Pinakothek neben dem Öcus ein, wo er begann:

»Höre, mein Weib. Ich will zum Kaiser gehen, obschon ich mir keinen Erfolg verspreche; auch zu Seneca will ich gehen, obwohl seine Worte bei Nero nichts mehr bedeuten. Sophonius, Tigellinus, Petronius und Vatinius sind jetzt einflussreicher. Was Nero betrifft, so hat er vielleicht nie vom Volk der Lygier gehört, und wenn er die Auslieferung der Geisel verlangte, so hat er es auf fremdes Anstiften hin getan – wessen, das zu erraten, ist nicht schwer.«

Rasch erhob sie die Augen.

»Petronius?«

»Ja.«

Nach kurzem Schweigen fuhr der Feldherr fort:

»Sieh da die Folgen, wenn man Menschen ohne Gewissen und Ehre über die Schwelle treten lässt. Fluch dem Augenblick, wo Vinicius unser Haus betrat; denn er ist es, der Petronius hierherführte. Wehe Lygia; denn jene Männer suchten nicht eine Geisel, sondern eine Konkubine.«

Seine Sprache war zischender als sonst infolge hilfloser Wut und Kummers um die Pflgetochter. Er kämpfte mit

sich selbst, und nur die geballten Fäuste verrieten, wie heftig dieser Kampf war.

»Bis anhin habe ich die Götter verehrt«, sprach er endlich, »nun aber glaube ich, dass nicht sie die Welt beherrschen, sondern ein rasendes Ungeheuer, Nero genannt!«

»Aulus«, versetzte Pomponia, »Nero ist bloß eine Handvoll verwesten Staubes vor Gott.«

Aulus begann mit langen Schritten den Mosaikboden der Pinakotheka zu messen. In seinem Leben hatte es große Taten, doch keine großen Schicksalsschläge gegeben. Somit war er ihrer nicht gewohnt. Der Veteran hatte Lygia lieber gewonnen, als er sich dessen bewusst war, und konnte sich jetzt nicht mit dem Gedanken versöhnen, sie verloren zu haben. Überdies fühlte er sich gedemütigt. Es lag auf ihm eine Hand, die er verabscheute, und doch fühlte er, dass vor ihrer Macht die seine wie ein Nichts verschwand.

Als es ihm gelungen war, die Wut zu unterdrücken, die sein Inneres durchwühlte, sprach er:

»Ich nehme an, Petronius habe sie uns nicht für den Kaiser weggenommen, da er Poppäa nicht beleidigen darf. Folglich nahm er sie für sich oder Vinicius. Heute noch werde ich das entdecken.«

Kurz darauf ließ er sich in seiner Sänfte dem Palatin zu tragen. Pomponia ging, als sie sich allein fand, zum kleinen Aulus, der nicht aufhörte, nach seiner Schwester zu schreien und Drohungen gegen den Kaiser auszustoßen.

FÜNFTES KAPITEL

Aulus hatte sich in der Befürchtung, gar nicht vorgelassen zu werden, keineswegs geirrt. Man sagte ihm, der Cäsar sei beim Lautenspieler Terpnos mit Singen beschäftigt, und dass er ge-

wohnt sei, niemanden zu empfangen, den er nicht selbst herbefohlen habe. Mit anderen Worten, Aulus solle nicht hoffen, jemals vorgelassen zu werden.

Seneca, obschon fieberkrank, empfing den früheren Feldherrn mit geziemender Ehrerbietung; doch als ihm derselbe sein Ansuchen vorgetragen hatte, lachte er bitter und erwiderte:

»Es gibt nur einen Dienst, den ich dir erweisen kann, o Plautius, den, niemals den Kaiser mein Mitgefühl für dich merken zu lassen; denn sollte Nero mich auch nur im Geringsten beargwöhnen, so würde er dir Lygia schon mir zum Trotz nie mehr zurückgeben.«

Er riet ihm auch davon ab, sich an Tigellinus, Vatinius oder Vitellius zu wenden. Es wäre vielleicht möglich, diese mit Geld zu bestechen; vielleicht auch würden sie gewillt sein, Petronius zu schaden, dessen Einfluss sie zu untergraben sich bemühten; doch sei es wahrscheinlich, dass sie Nero verrieten, wie teuer Lygia dem Plautius sei und dann würde Nero erst recht die Wiedergabe verweigern. Und mit beißender Selbstironie fuhr der Philosoph fort: »Du warst still, Plautius, jahrelang bist du still geblieben, und der Cäsar liebt die stillen Leute nicht. Wie konntest du es unterlassen, von seiner Schönheit und Tugend, seinem Gesang und Deklamationem, seinem Wagenlenken und seinen Versen entzückt zu sein? Weshalb verherrlichtest du nicht den Tod des Britannicus, warum sangst du keine Loblieder auf den Muttermörder und sandtest keine Glückwünsche, nachdem Octavia erdrosselt worden war? Dir fehlt die Gabe der Voraussicht, mein Aulus, die wir Höflinge glücklicherweise in reichem Maß besitzen.«

Dabei ergriff er einen Becher, den er im Gürtel trug, schöpfte Wasser aus einer Fontäne im Impluvium, erfrischte damit seine brennenden Lippen und fuhr fort:

»Ach, Nero besitzt ein dankbares Herz. Er liebt dich, weil du Rom gedient und dessen Name an den Grenzen der Erde verherrlicht hast. Er liebt mich, weil ich sein Jugendbildner war. Ich weiß deshalb, dass dies Wasser nicht vergiftet ist;

und so darf ich es ohne Gefahr trinken. Wein in meiner Wohnung würde weniger zuverlässig sein. Wenn dich dürstet, so trinke kühn von diesem Wasser. Die Aquädukte bringen es von jenseits der Albaner Berge her, und wer es vergiften wollte, müsste jeden Brunnen in Rom vergiften. Wie du siehst, ist es auf Erden immer noch möglich, sicher zu sein und ein ruhiges Alter zu verleben. Ich bin allerdings krank, aber mehr an der Seele denn am Körper.«

So war es allerdings. Seneca besaß nicht die Seelenstärke eines Cornutus oder Trasea, sodass sein Leben eine ununterbrochene Reihe von Zugeständnissen an das Laster bildete. Ihm selbst war das nicht verborgen; er sah ein, dass ein Anhänger der Lehre Zenos aus Citium andere Wege gehen sollte, und das verursachte ihm mehr Pein als selbst die Furcht vor dem Tod.

Doch der Feldherr unterbrach diese schmerzlichen Erwägungen.

»Edler Annäus«, sprach er, »ich kenne die Art der Dankbarkeit, womit Cäsar dich für die Sorge belohnte, welche du seiner Jugend widmetest. Doch der Urheber von Lygias Entführung heißt Petronius. Gib mir ein Mittel gegen ihn, zeig mir den Einfluss, dem er nachgibt, und versuche außerdem jede Beredsamkeit, welche deine langjährige Freundschaft zu mir dir eingeben kann.«

»Petronius und ich«, antwortete Seneca, »wohnen in entgegengesetzten Lagern; ich weiß kein Mittel gegen ihn; er gibt keiner Beeinflussung nach. Trotz all seiner Verderbtheit ist er vielleicht mehr wert als alle die Schufte zusammen, von denen Nero umgeben ist. Doch ihn überzeugen wollen, dass er eine schlechte Tat verübt, heißt bloß die Zeit wegwerfen. Petronius hat längst schon die Fähigkeit verloren, Gutes vom Bösen zu unterscheiden. Überzeug ihn, dass seine Handlung hässlich ist, und er wird sich ihrer schämen. Wenn ich ihn sehe, so will ich sagen: »Deine Tat ist die eines Freigelassenenen.« Wenn das nichts hilft, dann hilft nichts.«

»Ich danke dir dafür«, war die Antwort des Feldherrn.

Darauf ließ er sich zu Vinicius tragen, den er bei einer Fechtübung mit seinem Waffenlehrer traf. Wütender Zorn erfasste Aulus, als er den jungen Mann ruhig sich im Fechten üben sah, indes der Anschlag auf Lygia ausgeführt wurde. Der Vorhang war daher kaum hinter dem Fechtmeister gefallen, als sein Zorn sich in einer Flut bitterer Vorwürfe und Anklagen Luft machte. Aber Vinicius hatte nicht eher die Wegführung Lygias vernommen, als er so schreckensbleich wurde, dass Aulus ihn keinen Augenblick länger für einen Mitschuldigen der Tat halten konnte. Auf der Stirn des jungen Tribunen hingen Schweißtropfen; das Blut, das einen Moment lang nach dem Herzen zurückgeströmt war, flutete wieder in heißer Welle ins Antlitz; die Augen flammten, der Mund stieß unzusammenhängend Fragen hervor. Eifersucht und Wut tobten wie ein Gewittersturm in seinem Inneren. Es schien ihm, als sei Lygia, sobald sie einmal die Schwelle des kaiserlichen Palastes überschritten, auf immer für ihn verloren. Als Plautius den Namen Petronius erwähnte, zündete der Argwohn gleich einem Blitzstrahl durch Vinicius' Geist, Petronius könnte sein Spiel mit ihm getrieben haben, um entweder durch das Geschenk des Mädchens neue Gunst bei Nero sich zu sichern oder Lygia für sich selbst zu behalten. Dass irgendjemand, der Lygia gesehen, nicht gleich ihren Besitz verlangt, schien ihm ganz ausgeschlossen. Das Ungeheuer, ein Erbteil seiner Familie, riss ihn fort wie ein wildes Pferd und raubte ihm jeden vernünftigen Entschluss.

»Aulus«, sprach er mit stockender Stimme, »kehr heim und erwarte mich. Wisse, dass, wäre Petronius mein eigener Vater, ich die Lygia zugefügte Unbill an ihm rächen würde. Kehr heim und erwarte mich. Weder Petronius noch Nero soll sie besitzen.«

Mit geballten Fäusten wandte er sich gegen die Wachsfiguren, die bekleidet im Atrium standen, und stieß hervor:

»Bei diesen Masken! Lieber will ich sie und mich töten.«

Indem er Aulus ein abermaliges »Erwarte mich« zuwarf, rannte er wie wahnsinnig durch das Atrium hinaus, in der

Richtung zu Petronius, wobei er mehrere Fußgänger beiseitestieß.

Ermutigt machte Plautius sich auf den Heimweg. Er war überzeugt, falls Petronius deshalb den Kaiser überredet habe, Lygia wegholen zu lassen, um sie Vinicius zu übergeben, so würde dieser das Mädchen wieder zurückbringen. Schließlich fand er nicht geringen Trost in dem Gedanken, dass Lygia, wenn nicht gerettet, so doch gerächt und durch den Tod vor der Schmach bewahrt würde. Er glaubte an die Versprechungen des jungen Kriegers; denn er hatte seine Wut gesehen und kannte die Erregbarkeit der Glieder dieser Familie. Er selbst, der doch Lygia wie eine Tochter liebte, würde ihr lieber den Tod gegeben als sie an Nero ausgeliefert haben, und sicherlich hätte er es getan, wäre nicht die Sorge um den Sohn, den letzten Spross seines Stammes, hindernd in den Weg getreten. Aulus war eine Soldatennatur; er hatte zwar kaum etwas von den Stoikern gehört; doch sein Charakter passte gut zu den Grundsätzen derselben; Tod war seinem Stolz willkommener als Schande.

Heimgekehrt beruhigte er Pomponia, indem er ihr den Trost, den er hatte, mitteilte und beide harrten auf Nachricht von Vinicius. Sooft im Atrium die Schritte eines Sklaven hörbar wurden, dachten sie, Vinicius bringe vielleicht die geliebte Tochter zurück und fühlten sich im tiefsten Inneren bereit, beide zu segnen. Die Zeit verstrich jedoch, ohne dass Nachricht kam. Erst gegen Abend hörte man den Hammer auf die Tür fallen.

Ein Sklave trat ein und übergab Aulus einen Brief. Ob schon er gerne Selbstbeherrschung zur Schau trug, nahm der Feldherr ihn mit zitternder Hand entgegen und las so hastig, als ob das Wohl seines ganzen Hauses davon abhängе.

Plötzlich verfinsterte sich sein Gesicht, wie wenn der Schatten einer vorüberziehenden Wolke darauf gefallen wäre.

»Lies«, wandte er sich an Pomponia.

Sie nahm den Brief und las.

»Marcus Vinicius grüßt Aulus Plautius. Was geschah, geschah auf den Willen des Cäsars, dem ihr euch fügen müsst, wie ich und Petronius uns fügen müssen.«

Langes, tiefes Schweigen folgte.

SECHSTES KAPITEL

Petronius war daheim. Der Türhüter wagte Vinicius nicht aufzuhalten, welcher wie ein Windstoß ins Atrium stürzte und auf den Bescheid, Petronius befinde sich in der Bibliothek, mit gleichem Ungestüm dorthin rannte. Da er Petronius schreibend fand, entriss er das Rohr seiner Hand, zerbrach es, trat darauf, drückte die Hand auf dessen Schulter und fragte, sein Gesicht dem des Oheims nähernd, mit heiserer Stimme:

»Was hast du mit ihr getan? Wo ist sie?«

Etwas Unerwartetes geschah. Dieser schlanke, verweichtlichte Petronius packte zuerst die Hand des jungen Athleten, die auf seiner Schulter lag, dann die andere, hielt beide mit einer Hand wie ein Schraubstock fest und sagte:

»Ich bin nur am Morgen kraftlos; am Abend habe ich die frühere Kraft wieder gesammelt. Versuch zu entkommen! Ein Weber muss dich Gymnastik und ein Grobschmied Manieren gelehrt haben.«

In seinem Gesicht war nicht einmal Zorn zu lesen, doch in seinen Augen lag ein Ausdruck kühner Entschlossenheit. Nach einer Weile ließ er Vinicius' Hände los. Beschämt und wütend zugleich stand dieser vor ihm.

»Deine Hand ist von Stahl«, sagte er, »doch wenn du mich betrogen hast, so schwöre ich bei allen Göttern der Unterwelt, dass ich dir einen Dolch in den Leib stoßen werde, und wenn du in den Zimmern des Kaisers dich befändest.«

»Lass uns ruhig miteinander reden«, sagte Petronius. »Stahl ist härter als Eisen, wie du siehst; obschon einer deiner Arme hinreicht, zwei der meinigen zu machen, so brauche ich dich dennoch nicht zu fürchten. Im Gegenteil, ich bedaure deine Rohheit und möchte erstaunen über deine Undankbarkeit, wenn der Undank von Menschen mich überhaupt noch in Staunen versetzen könnte.«

»Wo ist Lygia?«

»Im Hause des Cäsars.«

»Petronius!«

»Bleib ruhig und setz dich. – Ich bat Nero um zwei Dinge, die er mir zusagte – Lygia von Aulus wegzunehmen, und sie dir zu übergeben. Trägst du nicht einen Dolch unter den Falten der Toga verborgen? Vielleicht willst du mich erstechen? Doch ich rate dir, ein paar Tage zuzuwarten, denn man würde dich ins Gefängnis werfen und Lygia müsste inzwischen in deinem Haus sich langweilen.«

Vinicius schaute eine Zeit lang verblüfft auf seinen Oheim; dann sprach er:

»Verzeih. Ich liebe das Mädchen; Liebe hat mir den Sinn verwirrt.«

»Staune mich an, Marcus. Vorgestern sprach ich zum Kaiser: »Der Sohn meiner Schwester, Vinicius, ist derart in ein schwächliches Mädchen, das in der Familie des Aulus erzogen wird, verliebt, dass sein Hals vor lauter Seufzern in ein Dampfbad umgewandelt ist. Weder du, o Cäsar, noch ich – die wir beide wissen, was wahre Schönheit ist – würden auch nur tausend Sesterzien dafür geben; doch dieser Bursche war von jeher so einfältig wie ein Dreifuß und hat all seinen Witz verloren.«

»Petronius!«

»Wenn du nicht begreifst, dass ich dies zu Lygias Sicherheit sagte, so muss ich annehmen, damit die Wahrheit gesprochen zu haben. Ich überzeugte den »Rotbart«, ein Mann von seinem ästhetischen Geschmack dürfe ein solches Mädchen nicht schön finden; und da Nero bis jetzt

noch nie gewagt hat, anders als durch meine Augen zu schauen, so wird er sie nicht schön finden, und, da er sie nicht schön findet, auch nicht begehren. Es war nötig, uns vor dem Affen zu sichern und ihn ans Seil zu nehmen. Nicht er, sondern Poppäa wird nun die körperlichen Reize Lygias entdecken; und wird natürlich bemüht sein, das Mädchen so bald wie möglich aus dem Palast zu entfernen. Ich sagte ferner zu Nero: »Nimm Lygia und gib sie meinem Neffen. Du hast das Recht dazu; denn sie ist eine Geisel; dadurch, dass du sie wegnimmst, kannst du Aulus quälen.« Er willigte ein; denn er hatte nicht den geringsten Grund, es nicht zu tun, zumal ich ihm Gelegenheit gab, anständige Leute zu quälen. Man wird dich also amtlich zum Vormund der Geisel ernennen und diesen lygischen Schatz dir anvertrauen; du, als Freund der tapferen Lygier und als treuer Diener Cäsars, wirst nichts von diesem Schatz vergeuden, sondern ihn zu vermehren trachten. Um den Schein zu wahren, behält er sie einige Tage im Palast und sendet sie dann in dein Haus, du Glückspilz!«

»Sprichst du die Wahrheit? Droht ihr nichts im Hause Neros?«

»Falls sie für immer dort zu bleiben hätte, so würde Poppäa sich ihretwegen mit Locusta* besprechen; so aber ist keine Gefahr. Zehntausend Menschen leben im Palast. Nero bekommt vielleicht das Mädchen gar nicht zu Gesicht, zumal er die Angelegenheit ganz mir überlassen hat. Soeben war der Centurio hier mit dem Bericht, dass er Lygia in den Palast geleitet und unter Actes Obhut gestellt habe. Sie ist eine gute Seele, diese Acte; deshalb ließ ich die Geisel ihr anvertrauen. Offenbar ist Pomponia Graecina selbst dieser Ansicht; denn sie schrieb an Acte. Morgen gibt Nero ein Gastmahl. Ich wirkte für dich einen Platz neben Lygia aus.«

»Verzeih mir meine Voreiligkeit, Cajus. Ich glaubte, du habest sie für dich oder Cäsar abverlangt.«

* Berühmte Giftmischerin.

»Deine Voreiligkeit kann ich dir verzeihen; schwieriger ist es, rohe Manieren, pöbelhaftes Geschrei und eine Stimme, die einen an Moraspieler erinnert, zu vergeben. Ich hasse diese Art; hüte dich, Marcus. Wisse, dass Tigellinus Neros Kuppler ist; doch wisse auch, dass, wenn ich jetzt das Mädchen für mich haben wollte, ich dir geradewegs ins Gesicht schauen und sagen würde: ›Vinicius, ich nehme die Lygia und behalte sie, bis ich ihrer überdrüssig bin.«

Bei diesen Worten begann er Vinicius mit kaltem, hochmütigem Blick zu messen, dass der junge Mann jede Fassung verlor.

»Ich habe gefehlt«, sprach er. »Du bist gütig und ehrlich. Von ganzem Herzen danke ich dir. Nur eine Frage gestatte mir noch: Warum liebst du Lygia nicht gleich in meine Wohnung führen?«

»Weil Nero den Schein zu wahren wünscht. Die Entfernung der Geisel wird Stadtgespräch werden. Solange dieses dauert, bleibt Lygia im Palast. Nachher wird sie in aller Stille zu dir geführt und die Sache hat ein Ende. Der ›Rotbart‹ ist ein feiger Hund. Er weiß, dass seine Macht unbegrenzt ist und will doch jeder Handlung einen Anschein geben. Hast du dich so weit erholt, um ein wenig philosophieren zu können? Mehr als einmal habe ich mich gefragt: Warum trachtet das Verbrechen, selbst dann, wenn es in der Gestalt eines mächtigen, jeder Strafe enthobenen Cäsars auftritt, stets nach dem Anschein von Wahrheit, Gerechtigkeit und Tugend? Warum nimmt es sich all diese Mühe? Ich bin der Meinung, der Mord einer Mutter, eines Bruders oder Weibes schicke sich für einen unbedeutenden asiatischen König, aber nicht einen römischen Cäsar; wenn ich dennoch so etwas beginge, würde ich keine entschuldigenden Briefe an den Senat schreiben. Doch Nero tut es. Nero will den Schein bewahren, weil er ein Feigling ist. Tiberius freilich war kein Feigling; dennoch rechtfertigte er jeden seiner Schritte. Warum das? Welch seltsame, unfreiwillige Huldigung des Lasters an die Tugend. Und weißt du, was mir da-

bei am meisten auffällt? Der Umstand, dass dies geschieht, weil Übertretung hässlich, Tugend schön ist. Folglich ist ein ästhetisch fühlender Mensch tugendhaft. Also bin ich tugendhaft. Ich muss heute noch den Manen des Protagoras, des Prodicus und Gorgias eine Weinspende reichen. Es scheint, dass auch Sophisten von Nutzen sein können. Hör weiter. Ich nahm Lygia von Aulus, um sie dir zu geben. Gut. Lysippus würde eine wundervolle Gruppe aus euch gemacht haben. Ihr seid beide schön; folglich ist meine Handlung schön, und da sie schön ist, kann sie nicht schlecht sein. Marcus, vor dir sitzt die Tugend, verkörpert in Cajus Petronius! Lebte Aristides noch, so wäre es seine Pflicht, zu mir zu kommen und hundert Minen anzubieten für meinen Vortrag über die Tugend.«

Doch Vinicius interessierte sich wenig um Gespräche über Tugend und sagte:

»Morgen werde ich Lygia sehen und sie dann täglich, immer, bis zum Tod bei mir in meinem Haus haben und mit ihr glücklich sein.«

»Du wirst Lygia besitzen, während ich Aulus auf dem Hals habe. Er wird die Rache aller unterirdischen Götter auf mich hetzen. Wenn der Kerl wenigstens vorher Unterricht in guter Deklamation nehmen wollte! Aber er wird auf mich losfahren wie mein früherer Türhüter auf meine Klienten; ich steckte ihn ins Gefängnis.«

»Aulus war bei mir. Ich versprach, ihm Nachricht von Lygia zu geben.«

»Schreibe ihm, Cäsars Wille sei oberstes Gesetz, und dein erster Sohn werde den Namen Aulus tragen. Der alte Mann muss doch einen Trost haben. Ich will den ›Rotbart‹ ersuchen, ihn morgen zum Fest einzuladen. Dort soll er dich im Triclinium neben Lygia sehen.«

»Tu das nicht. Die Leute dauern mich, besonders Pomponia.«

Damit setzte er sich, um jene Zeilen niederzuschreiben, welche Aulus den Rest seiner Hoffnung zerstörten.

7 SIEBTES KAPITEL

Die stolzesten Häupter Roms hatten sich einste vor Acte gebeugt, da sie noch Neros Geliebte war. Schon damals zeigte sie wenig Lust, in Staatsgeschäfte sich zu mischen, wenn sie irgendeinmal ihren Einfluss auf den jungen Herrscher geltend machte, so geschah es, um Gnade für jemand zu erbiten. Ruhig und anspruchslos wie sie war, gewann sie die Dankbarkeit mancher, ohne sich die Feindschaft irgendeines Menschen zuzuziehen. Selbst Octavia war nicht fähig, sie zu hassen. Ihren Neidern erschien sie äußerst harmlos. Man wusste, dass sie fortfuhr, Nero eine trauernde, schmerzliche Liebe zu bewahren, die nicht von Hoffnung, sondern von der Erinnerung jener Tage lebte, da dieser Nero nicht nur jünger, sondern auch besser war. Es war bekannt, dass sie ihre Gedanken und ihre Seele von diesen Erinnerungen nicht loszulösen vermochte, aber auch keine Hoffnung nährte. Da jede Furcht ausgeschlossen war, Nero möchte zu ihr zurückkehren, so schaute man auf sie als eine durchaus ungefährliche Person und ließ sie im Frieden. Poppäa betrachtete sie bloß als ruhige Dienerin, die so unschädlich war, dass sie dieselbe nicht einmal aus dem Palast zu entfernen versuchte.

Da der Cäsar sie einst geliebt und sie ohne Gewalttat, vielmehr in sozusagen freundlicher Weise hatte fallen lassen, so wurde ihr eine gewisse Ehrerbietung bewahrt. Nero, nachdem er sie freigegeben, ließ sie im Palast verbleiben und wies ihr eigene Gemächer mit genügender Dienerschaft an. Gleichwie Pallas und Narcissus, obschon Freigelassene des Claudius, nicht nur an Gelagen desselben Kaisers teilnahmen, sondern sogar machtvolle Ministerstellen innehatten, so wurde auch Acte bisweilen zu Cäsars Tisch geladen. Dies geschah

vielleicht deshalb, weil ihre Schönheit dem Fest zur Zierdiente; denn in Bezug auf die Auswahl seiner Tischgesellschaft hatte Nero längst mit dem Schein zu rechnen aufgehört. An seiner Tafel fand sich ein buntes Durcheinander von Leuten jeden Ranges und Berufes. Senatoren waren da, hauptsächlich solche, die ebenso gerne das Amt eines Hofnarren versahen. Patrizier nahmen teil, junge wie alte, nach Trunk und Genuss begierig. Auch Frauen hohen Standes kamen, die keinen Anstand nahmen, die gelbe Perücke für einen Abend zu tragen und in dunklen Straßen Abenteuer zu suchen um des Vergnügens willen. Ferner waren auch hohe Beamte darunter, sowie Priester, bereit, bei vollem Becher ihre Götter zu verhöhnern. Neben diesen fand sich eine ganze Bande von Sängern, Mimen, Musikanten, Tänzern und Tänzerinnen ein, desgleichen Poeten, die, währenddem sie vortrugen, an die Sesterzien dachten, die ihnen dafür zufallen würden, dass sie Neros Verse priesen. Hungrige Philosophen verfolgten die Schüsseln mit gierigen Blicken. Vervollständigt wurde die Sippe durch namhafte Wagenlenker, Gaukler, Wundertäter, Märchenerzähler, Narren und die verschiedensten Abenteuerer, welche durch die Mode oder ihre Tollheit zu kurzdauernder Berühmtheit gelangt waren. Unter ihnen fehlten sogar Menschen nicht, die mit langen Haaren ihre durchlöchernten Ohrläppchen – das Zeichen des Sklaventums – zu verbergen suchten.

Die vornehmen Gäste saßen an der Tafel, während die geringeren beim Mahl für Belustigung sorgten und den Augenblick erwarteten, wo die Aufwärter ihnen gestatten würden, über die Überbleibsel von Speise und Trank sich herzumachen. Für Gäste dieser Sorte sorgten Tigellinus, Vatinius und Vitellius, welche mehr als einmal gezwungen waren, dieselben mit Gewändern auszurüsten, die für den Kaiser selbst gut genug waren; dieser liebte jedoch deren Gesellschaft, weil er sich darin sehr frei fühlte. Der Prunk des Hofes übergoldete alles, bedeckte alles mit flimmerndem Glanz. Hoch und Nieder, Nachkommen hoher Häuser und Leute, deren Heimat das

Straßenpflaster Roms war, große Künstler und armselige Talente drängten sich in den Palast, um ihre geblendeten Augen an dem fast über menschliches Begreifen hinausgehenden Glanz zu sättigen und dem Geber jeder Gunst und jedes Reichtums nahe zu sein, dessen bloßer Blick wohl tief erniedrigen, doch auch über alle Maßen erhöhen konnte.

Diesmal hatte auch Lygia an solch einem Gelage teilzunehmen. Furcht, Ungewissheit und ein Gefühl von Schwindel, das nach so plötzlichem Wechsel leicht erklärlich war, kämpften in ihr mit dem Wunsch, sich zu widersetzen. Sie fürchtete Nero, den Palast, dessen Lärm ihren Sinn verwirrte, die Gelage, deren Schamlosigkeit sie aus den Reden Aulus', Pomponias und deren Freunde kannte. Obwohl jung, war sie nicht ohne Kenntnis; denn in jenen Tagen erreichte die Kenntnis des Bösen frühzeitig selbst das Ohr des Kindes. Sie wusste daher, dass ihr Verderben im Palast drohe. Pomponia hatte sie zudem beim Scheiden davor gewarnt. Ihr jugendlicher, unschuldsvoller Sinn und ihr erhabener, von der Pflegemutter eingepflanzter Glaube hatten sie versprechen lassen, vor jenem Verderben sich zu bewahren; sie hatte es gelobt ihrer Mutter, sich selbst und auch jenem göttlichen Lehrer, an den sie nicht nur glaubte, den ihr kindliches Herz um der Süßigkeit seiner Lehre, der Bitterkeit seines Todes und des Glanzes seiner Auferstehung willen auch lieben gelernt hatte.

Bei dem Gedanken, dass nunmehr weder Aulus noch Pomponia das Benehmen ihrer Pflgetochter verantworten müssten, überlegte sie, ob es nicht besser wäre, den Gehorsam zu verweigern, indem sie dem Gelage fernblieb. Bald gewannen Angst und Schrecken die Oberhand, bald wiederum siegte der Wunsch, mutig zu dulden und sich der Marter, dem Tod, auszusetzen. Der göttliche Lehrer hatte ja so zu handeln geboten. Durch Pomponia wusste sie, dass eine solche Prüfung der heiß erbetete Wunsch der Christen sei. Sie selbst, Lygia, hatte oft, als sie noch bei Aulus war, in Augenblicken der Begeisterung den nämlichen Wunsch gehegt, wobei sie sich als Märtyrin träumte, mit Wunden an Händen

und Füßen, weiß wie Schnee, in überirdischer Schönheit, von gleich schönen Engeln in den lichten Himmel emporgetragen – eine Vision, die ihrer Phantasie sehr behagte. Es lag viel kindliche Einbildung, doch auch ein gewisses Maß von Selbstgefälligkeit darin, weswegen Pomponia solche Vorstellungen tadelte. Nun aber, wo der Ungehorsam gegen Cäsars Willen eine fürchterliche Strafe nach sich ziehen und das geträumte Märtyrertum Wirklichkeit werden konnte, gesellte sich etwas wie furchtsame Neugierde zum Gebilde der Phantasie, welche Strafe, welche Art von Qualen sie treffen würde. Ihre noch halb kindliche Seele schwankte zwischen zwei Entschlüssen. Acte jedoch, als sie diese Unentschlossenheit inwardig wurde, schaute sie mit solcher Verwunderung an, als ob das Mädchen im Fieber rede. Sich dem Willen des Kaisers widersetzen, dessen Zorn gleich im Anfang sich zuziehen! So könnte nur ein Kind handeln, das nicht weiß was es tut. Aus Lygias eigenen Worten ergebe sich, dass sie eigentlich keine Geisel, sondern ein Mädchen sei, welches von ihrem Volk verlassen wurde. Kein Völkerrecht schütze es, und wenn auch, Cäsar sei mächtig genug, um dasselbe in seinem Zorn mit Füßen zu treten. Es habe dem Kaiser beliebt, sie abzufordern, und nun werde er über sie verfügen. Von nun an steht sie unter seinem Willen, über dem es auf Erden keinen höheren gebe.

»Das ist deine Lage«, fuhr Acte fort. »Auch ich habe die Briefe Paulus' von Tarsus gelesen und weiß, dass über der Welt Gott lebt und sein Sohn, der vom Tod erstand; doch auf Erden gibt es bloß einen Cäsar. Vergiss das nicht, Lygia. Ich weiß auch, dass dein Glaube dir nicht erlaubt, das zu sein, was ich war, und dass euch, wie den Stoikern – von denen Epictetus mir erzählt hat –, wenn ihr zwischen Schande und Tod wählen müsst, nur den Tod zu wählen gestattet ist. Doch wer sagt dir, dass nur Tod, nicht auch Schande zugleich dich erwartet! Hast du nichts von Sejanus' Tochter gehört, die auf den Befehl des Tiberius erst geschändet und dann erst hingerichtet wurde, aus Rücksicht vor einem Gesetz, welches

